

**Oktober 10/2008**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Alois Jansen  
Dank für das „Geschenk dieser Zusammenkunft“ 289

---

Patrik C. Höring  
Befragte Jugend 291

---

Roland Kollmann  
Verlassen sein oder sich verlassen können 299

---

Klaus Dick  
Priester sein im Alter 303

---

Martin Lätzel  
Damit das Salz nicht schal wird 308

---

Heiner Koch  
Noch zeitgemäß? 316

---

Leserbrief 317

---

Literaturdienst: 318

---

Lance Secretan: Inspirieren statt motivieren!

Maria Eschbach: Anvertrautes Wort

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |  
Dr. Patrik C. Höring, Generalvikariat, Marzellenstr. 32,  
50668 Köln | Prof. Dr. Roland Kollmann, Könzgenstr. 27,  
48249 Dülmen | Weihbischof Dr. Klaus Dick, Kardinal-  
Frings-Str. 8, 50668 Köln | Dr. Martin Lätzel, Krusenrotter  
Weg 37 (Katholisches Büro und Pastorale Dienststelle),  
24113 Kiel | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Generalvikariat,  
Marzellenstr. 32, 50668 Köln

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-  
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,  
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,  
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan  
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular  
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |  
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,  
Fax (0221) 1642-7005,  
Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im  
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,

50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |  
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung  
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis  
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher  
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag  
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 10-12, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

# Dank für das „Geschenk dieser Zusammenkunft“

*Herr, unser Gott,  
wir danken dir  
für das Geschenk dieser Zusammenkunft.  
Sie hält in uns lebendig,  
was wir allein vergessen und verlieren  
würden.  
Zeig uns heute neu den Sinn unseres  
Lebens.  
Festige unsere Gemeinschaft mit dir und  
miteinander.  
Schenk uns den Geist deines Sohnes,  
unseres Herrn Jesus Christus,  
der in der Einheit des Heiligen Geistes  
mit dir lebt und herrscht in alle Ewigkeit.  
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)*

Beim Meditieren dieses Gebetes denke ich an die vielen Zusammenkünfte, die ich als Pfarrer im Laufe meines Lebens hatte: an die Sitzungen von Pfarrgemeinderäten und Kirchenvorständen, schließlich auch an die Sitzungen des Domkapitels und des Geistlichen Rates im 1995 neu errichteten Erzbistum Hamburg.

Konnte man da immer vom „Geschenk dieser Zusammenkunft“ sprechen? Ich denke ja, mit vielleicht ganz wenigen Einschränkungen.

Und wenn ich an die Sitzungen von Pfarrgemeinderäten und Kirchenvorständen zurückdenke, frage ich mich, ob denn auch die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer solche Sitzungen ebenfalls als Geschenk empfunden haben? Oder etwa die Jugendlichen, die sich zusammenfanden, um über die Jugendarbeit und die Jugendseelsorge in Gemeinde und Dekanat miteinander zu sprechen. Empfanden sie etwa solche Zusammenkünfte als Geschenk? Ich denke ja,

außer dass sie sich hin und wieder vielleicht am Ende einer solchen Zusammenkunft doch sagen mussten: Wir tagen und tagen, und es wird nicht heller.

Trotz allem also: Jede Zusammenkunft von Christen, ob jung oder alt, ist ein Geschenk.

Somit bezieht sich das „Tagesgebet“ nicht nur auf die Eucharistiefeier. Es ist ein Gebet, das ich vor jeder „Sitzung“ oder jedem „Gruppentreffen“ beten kann.

Jede Zusammenkunft von Christen, ob jung oder alt, ist ein Geschenk. Denn jede Zusammenkunft ist auch „Begegnung“. Ohne Begegnung geschieht eigentlich nichts im alltäglichen Leben. Ohne Begegnung gibt es auch keine christliche Gemeinde: Da geschieht Begegnung nämlich in vielerlei Form, was man sich leicht vorstellen kann.

Ohne Begegnung gäbe es ja überhaupt keine christliche Kirche. Kirche beginnt nach dem Neuen Testament mit der Begegnung von Jesus mit den Jüngern, die ihm auf sein Wort hin folgen und sein Werk fortsetzen. Wenn Christen zusammenkommen, um miteinander zu sprechen, um miteinander zu beten, um schließlich miteinander Eucharistie zu feiern, ist das immer ein Geschenk, für das wir danken.

Denn im Miteinandersprechen, im gemeinsamen Gebet, in der Eucharistiefeier, da bleibt in uns lebendig, „was wir *allein* vergessen und verlieren würden“.

Wir fragen uns beim Sprechen dieses Gebetes, was denn das sei, was wir allein vergessen und verlieren würden.

Ich denke, dass wir tatsächlich nur in einer Gemeinschaft das Erbe Jesu bewahren. Ge-

rade deswegen ist aus dem Tun Jesu die Kirche hervorgegangen. Jesus wollte Gemeinschaft derer, die mit ihm gehen. Ohne Gemeinschaft, ohne Begegnung, ohne das Miteinander verlieren wir den Kontakt zu Jesus Christus und seinem Vater. Dann sind wir auf uns allein „zurückgeworfen“ und verfehlen den Sinn unseres Lebens.

Und so taucht da auf einmal die Frage nach dem Sinn unseres Lebens auf, den Gott uns doch zeigen möge.

Wir wissen aus allen möglichen Publikationen, wie sehr die Menschen diese Frage bewegt. Vielleicht hört es sich sehr einfach an, wenn ich sage: Der Sinn unseres Lebens liegt vor allem auch im „Füreinander“ und „Miteinander“. Und dieses „Miteinander“ und „Füreinander“ gehört wesentlich zur christlichen Botschaft. Papst Benedikt wird nicht müde, darauf hinzuweisen – sowohl in seinen früheren Veröffentlichungen als auch in den beiden Enzykliken „Deus Caritas est“ und „Spe Salvi“.

Für Jesus Christus ist das „Für“ ein entscheidendes Schlüsselwort. Ohne dieses Wort ist sein Leben gar nicht zu verstehen und ohne dieses Wort hätte sich Kirche nicht gebildet.

Deshalb ist die Bitte um „Festigung unserer Gemeinschaft“ so aktuell wie kaum jemals zuvor. „Festigung unserer Gemeinschaft“ mit dir und untereinander! Das Leben in der Gemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus und miteinander ist für uns lebensnotwendig. Auch das Erleben der Gemeinschaft miteinander in verschiedenen Formen! Das macht uns reich. Deshalb bitten wir um den Geist Jesu, der das alles bewirken kann.

## Liebe Leserinnen und Leser,

das Oktoberheft beginnt mit einem Blick auf die Generationen. **Dr. Patrik C. Höring**, Referent in der Abt. Jugendseelsorge des Generalvikariats Köln, präsentiert die Ergebnisse neuer Jugendstudien und wertet sie im Blick auf Handlungsoptionen z.B. für die kirchlichen Jugendverbände aus.

Mit dem Beitrag von **Prof. em. Dr. Roland Kollmann**, früherer Ordinarius für Katholische Theologie und ihre Didaktik mit Schwerpunkt Religionspädagogik an der Universität Dortmund und durch seine Veröffentlichungen ausgewiesener Fachmann im Bereich der Behinderten-seelsorge, schwenkt die Kamera von der Jugend zum Alter. In acht Thesen entwickelt er, welche Gegebenheiten das Alter, besonders wenn es mit Demenz verbunden ist, mit sich bringt und was Seelsorge im Umgang mit den alten Menschen zu berücksichtigen hat.

Aus ganz anderer Perspektive wendet sich der Kölner **Weihbischof em. Dr. Klaus Dick** dem Thema Alter zu. Er widmet seine Ausführungen dem Leben des Priesters im Alter und nimmt dabei seinen Ausgangspunkt bei der Hl. Schrift.

**Dr. Martin Lätzel**, bis vor Kurzem für die Pastorale Dienststelle Schleswig-Holstein zuständig, reflektiert das 2004 in Gang gesetzte Pastoralgespräch im Erzbistum Hamburg und bietet damit eine Folie, über vergleichbare erfolgte oder noch ausstehende Prozesse in anderen Bistümern nachzudenken.

**Weihbischof Dr. Heiner Koch** aus Köln schließlich plädiert aufgrund der Unverzichtbarkeit der Gottesfrage für den konfessionellen Religionsunterricht an den Schulen.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen  
Ihr



Gunther Fleischer

# Befragte Jugend

## Neuere Jugendstudien im Blick

Empirische Arbeiten treffen nicht nur in Fachkreisen, sondern auch in der (religiös bzw. kirchlich interessierten) Öffentlichkeit auf Interesse. Dies mag ein Ausdruck unrealistischer Hoffnungen sein, nach dem Motto: „Möge diese Studie endlich beweisen, dass es gar nicht so schlimm ist, wie allerorten zu beobachten.“ Mehr noch aber ist dieses Interesse ein Beleg dafür, dass die Bemühungen einer empirischen Theologie Früchte tragen: Die Wahrnehmung und Kenntnis der Gegenwartssituation ist inzwischen unverzichtbare Voraussetzung für das Handeln (als Kirche) und unverzichtbarer Bestandteil jeder praktisch-theologischen Reflexion.

Nach dem von der Bertelsmann-Stiftung geförderten „Religionsmonitor“ und der von der Konrad-Adenauer-Stiftung initiierten „Familienstudie“ von sinus-sociovision (Merkle/Wippermann 2008) treten mit der von Misereor und dem Bundes-BDKJ in Auftrag gegebenen „Sinus-Milieustudie U 27“ und der Arbeit „Letzte Sicherheiten“ des religionspädagogischen Lehrstuhls in Würzburg (Ziebertz/Riegel 2008) zwei weitere empirische Studien ins Blickfeld.

### „Letzte Sicherheiten“

Die Studie von Hans-Georg Ziebertz und Ulrich Riegel hat nur einen kleinen Ausschnitt der Bevölkerung im Blick: Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren. Es geht um deren Weltbilder im Zusammenhang mit ihren Lebenseinstellungen, ihren politischen Orientierungen und einigen Aspekten ihrer Religiosität. Lassen die Fragen zu Wertorientierungen und politischen Einstellungen Vergleiche mit den letzten Shell-Jugendstudien (2000, 2002, 2006) zu, schließen die Ergebnisse zur Religiosität unmittelbar an

die von den gleichen Autoren verantwortete Studie „Religiöse Signaturen“ (Ziebertz/Kalbheim/Riegel 2003) an.<sup>1</sup> Diese hatte sich ausschließlich mit jugendlicher Religiosität befasst und Gymnasiasten aus Bayern bzw. Jugendliche aus drei europäischen Nachbarländern befragt. Hier nun werden die Daten einer quantitativen Untersuchung (standardisierter Fragebogen) einer gesamtdeutschen Stichprobe von knapp 2000 Schüler(inne)n der 11. Jahrgangsstufe (Durchschnittsalter: 17,8 Jahre) ausgewertet (vgl. 48–51).

Nach einer informativen Einführung in die Situation junger Menschen heute (16–25) wird das Untersuchungskonzept vorgestellt (27): 14 Konzepte von *Weltbildern*, die entweder religiös inspiriert, naturwissenschaftlich orientiert oder a- bzw. anti-religiös sind, werden anhand von 45 Einzelaussagen den Befragten vorgelegt. Allein dieses Panorama lässt die Vielfalt heutiger Lebenseinstellungen erahnen. Pluralität – ein Hauptthema gegenwärtiger Praktischer Theologie – erweist sich wiederum als Kennzeichen und Voraussetzung heutiger Lebensweisen.

### Weltbilder: diffus religiös

Die Weltbilder der Befragten (53–80) zeigen erwartungsgemäß die Folgen der Individualisierung: Sinn in der Welt ist nicht, wie in den Offenbarungsreligionen, etwas Gegebenes, sondern etwas selbst Erstelltes. Eine Gottesvorstellung kommt daher häufig, jedoch allenfalls als transzendente, letztlich diffuse Macht vor. Korrelationen gibt es zwischen einer höheren Zustimmung zu religiösen Weltbildern und westdeutschen Befragten sowie bei jenen aus einem religiösen Elternhaus oder von einer kirchlichen Privatschule. „Explizit christlich-religiöse Inhalte“, aber auch „explizit anti-religiöse Vorstellungen“ fänden „keine Zustimmung“ (80). Anzufragen ist aber, ob die vorgelegten Aussagen geeignet sind, das sprachlich einzufangen, was aus christlichem Glauben heraus über Gott gesagt werden kann. Denn können Aussagen wie „Es gibt einen Gott,

der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat“ oder „Es gibt einen Gott, dessen Reich im Kommen ist“ unkommentiert als das verstanden werden, was sie aus theologischer Perspektive durchaus richtig ausdrücken?

### **Wertkonzepte: autonom, aber nicht autark**

Wie steht es mit dem, schon seit der Antike beklagten *Werteverfall* bei der *Jugend*? Auch hier tut sich ein vielfältiger Kosmos von Wertkategorien auf, die im Anschluss an die Shell-Studie 2000 auf acht Dimensionen reduziert werden: Sozial-integrative Werte (Berufsorientierung, Familienorientierung, Disziplin [in der Shell-Studie „Selbstmanagement“]), kritisch-humane Werte (Autonomie, Menschlichkeit) und trendige Werte (Attraktivität, Modernität, Authentizität) (90–92).

Die bisherigen Beobachtungen werden bestätigt: Alle Werte finden Zustimmung. Am obersten Ende der Beliebtheitskala stehen Werte der individuellen Freiheit und des sicheren Berufs (hier ist die Standardabweichung gering), verbunden mit traditionellen Dimensionen wie Familienorientierung (93–98). Junge Menschen können offensichtlich bislang voneinander getrennte Werte zu einer eigenen Synthese zusammenstellen (mehrdimensionales Wertekonzept), wobei grundsätzlich zwei „Wertzentren“ verbleiben: Selbstverwirklichung in Verbindung mit sozialer Gerechtigkeit hier und materialistisch-autonome Werte dort (85). Bedenkt man, dass Werte gemeinschaftsbildend sind, ergeben sich hier Inhaltspunkte für unterschiedliche Wertkomplexe verschiedener sozialer Milieus.

Insgesamt wird erkennbar, dass Jugendliche offen sind für gemeinsame Werte, sie müssen nur den Filter der individuellen Prüfung durchlaufen. Eine „kollektive Orientierung an gemeinsamen Werten (ist) möglich, jedoch nicht notwendig gegeben“ (107). Spielt die Religion dabei eine Rolle? Zwar ist bei religiös aktiveren Befragten

eine höhere Familienorientierung festzustellen, Ziebertz und Riegel kommen aber zum Schluss, dass die von ihnen befragten Gymnasiasten „in einem relativ homogenen kulturellen Milieu ... leben“ (98).

### **Lebenseinstellungen: individuell optimistisch, aber gesellschaftlich kritisch**

Hinsichtlich der Lebenseinstellungen hat sich zuletzt gezeigt, dass junge Menschen selbst pessimistische Prognosen hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirklichkeit mit einer optimistischen Einschätzung der eigenen Zukunft verknüpfen. Klaus Hurrelmann prägte dafür mit der Shell-Studie 2002 den Begriff des „Ego-Taktikers“, dem es gelingt, pragmatisch die an ihn gestellten Herausforderungen anzupacken. Standen sich in der Shell-Studie 2000 die sowohl individuell wie gesellschaftlich pessimistischen und optimistischen noch gleichwertig gegenüber, haben die ambivalenten Lebenseinstellungen in den letzten Jahren zugenommen. Nackter Realismus paart sich mit individuellem Optimismus (86–89).

Dass bei den hier befragten Gymnasiasten aufgrund besserer (schulischer) Startbedingungen diese Ambivalenz besonders ausgeprägt ist, verwundert nicht. Sie vertrauen offensichtlich ihrer Fähigkeit, für sich das Beste aus der Misere machen zu können. Ein Einfluss religiöser Faktoren ist auch in diesem Bereich nicht signifikant (99–108).

Aus (religions-)pädagogischer Sicht zeigen sich somit Chancen wie Herausforderungen: Prozesse der Wertebildung und die Entwicklung von Lebenseinstellungen als wesentliche Aspekte einer eigenen Identität verlaufen individuell und dennoch nicht unabhängig von der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Jugendliche sind Gestalter ihres Selbst, aber nur in den Rahmenbedingungen des Möglichen. Diese kreative Kraft und die Offenheit für die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich überlieferten Werten – gleichwohl unter dem Vorzeichen der eigenen Autonomie –, können Anknüpfungspunkte für *individuelle Lernprozesse* wie *gesellschaftliche Verände-*

rungsprozesse sein, wie sie neben der Schule außerschulische Angebote der Jugendhilfe ermöglichen. Vor allem die in der unten dargestellten Studie behandelten Jugendverbände waren einst eine Plattform dafür. Die bekannte Formel Hartmut von Hentigs: „Die Menschen stärken und die Sachen klären“<sup>2</sup>, ist gerade hier angemessen.

### **Politische Orientierung: engagementbereit, aber nicht in den gewohnten Bahnen**

Ein Teilbereich der Lebenseinstellungen ist die politische Orientierung. Auch hier zeigt sich eine Ambivalenz. Jugendliche sind interessiert und engagiert, wo sich Mitwirkungsmöglichkeiten auftun. Sie nehmen Abstand von der Politik, wo sie mit Parteiinteressen und dauerhaften Mitgliedschaften einhergeht. Schon die Shell-Studie 2002 hatte ein differenziertes Bild gezeichnet: Interesse ja, aber die gesellschaftlich zur Verfügung gestellten Möglichkeiten der Partizipation passen nicht.

So stellen auch Ziebertz und Riegel eine weit höhere Attraktivität alternativer politischer Mitwirkungsmöglichkeiten, wie etwa NGOs (Menschenrechts- und Umweltschutzgruppen), und einen allgemeinen Vertrauensverlust bei Parlament, Regierung, Parteien, aber auch der Kirchen fest. Kritisch-prophetisch fragen die Autoren, was es denn bedeute, wenn schon unter den eher politisch aufgeschlossenen Gymnasiasten eine derartige Kritik am bestehenden politischen System erkennbar wird.

### **Religiosität: tolerant und interessiert, aber ohne eigene Erfahrungen**

Umfangreiche Ergebnisse werden zur Religiosität Jugendlicher präsentiert (140–166). Es liegen Einschätzungen zur gesellschaftlichen Bedeutung von Religion (Modernitätsfähigkeit von Religion, Akzeptanz religiöser Pluralität, Verhältnis der Religionen), zu den Erfahrungen mit institutionell

vermittelter Religion (idealer Religionsunterricht, Erfahrungen mit den Ortsgemeinden) und zu Aspekten der individuellen Religiosität (religiöse Praxis, religiöse Erfahrungen) vor.

Ambivalenz auch hier: Nicht nur erodierende Kirchlichkeit bei gleichzeitiger Suche nach Religiosität. Zwischen den beeindruckenden Bildern junger Menschen bei den Weltjugendtagen und der gleichzeitigen gähnenden Leere in den Kirchen stehen nicht nur individualisierte, neu-religiöse Aufbrüche, sondern auch die Wiederentdeckung überlieferter Formen von Religiosität, wie Wallfahrten, Lebenswendenrituale etc. Religion ist einem Marktmodell unterworfen: Religiöse Rituale und Vollzüge werden nach ihrer individuellen Wirkweise ausgewählt. Kirchliche Angebote werden durchaus ins Kalkül gezogen.

Ziebertz und Riegel knüpfen an die Studie „Religiöse Signaturen“ an und können die dortigen Beobachtungen bestätigen: Jugendliche halten die moderne Gesellschaft durchaus für religionskompatibel, wenn nicht gar für religionsbedürftig, der Kirche aber wird keine große Zukunft mehr gegeben. Je vertrauter Jugendliche jedoch mit religiösen Vollzügen sind, umso positiver äußern sie sich bezüglich der *Modernitätsfähigkeit* von Religion und Kirche (140–143).

Wichtig erscheint dies, weil offensichtlich *Insider* andere Maßstäbe anlegen oder eine andere Wirklichkeit entdecken (142f). Es wäre also nach Wegen zu suchen, auch skeptische oder distanzierte Jugendliche mit Formen gelebten Glaubens bekannt zu machen. Der Religionsunterricht, aber auch zielgruppenspezifische Angebote, wie etwa im Umfeld von Jugendkirchen, kirchliche Angebote innerhalb von schulischen Ganztagsangeboten bieten hier große Möglichkeiten. Dies erscheint umso wichtiger angesichts der Beobachtung, dass nur wenige Jugendliche einen Bezug zur Ortsgemeinde haben (151–154).

Weltanschauliche und *religiöse Pluralität* sind für Jugendliche keine Bedrohung, sondern werden als Selbstverständlichkeit oder

als Bereicherung erlebt. Exklusivistischen Wahrheitsansprüchen stehen sie ablehnend gegenüber, junge Frauen stärker als junge Männer (143–148). Insgesamt aber geht jeder Wunsch, die eigene Konfession oder Religion angesichts der Pluralität im Gegenüber zu anderen (oder gar auf Kosten anderer) zu profilieren, an den Jugendlichen vorbei (vgl. 163).

Hiermit korrespondiert der Wunsch, im *Religionsunterricht* vor allem über Religion und ihre Vielfalt informiert zu werden. Es wird weder eine Abschaffung des RU befürwortet noch eine Einführung in den Glauben gewünscht. Gesucht ist ein qualifizierter Beitrag zur eigenen Orientierung in religiösen und gesellschaftlichen Fragestellungen. Ein katechetischer Unterricht wird diesen Anliegen nicht gerecht. Vielmehr erweist sich das Konzept eines RU als schultheoretisch wie theologisch begründetes Lernfach, wie er seit der Würzburger Synode entwickelt wurde, als sach- und adressatengerecht. Ziebertz und Riegel sprechen von einem „informativ-existentialen Religionsunterricht“, der sich als geeignetes Bindeglied zwischen den verschiedenen Strukturen der Religiosität erweist (vgl. 160f).

Die Erfahrungen mit der eigenen *Ortsgemeinde* sind durchweg positiv, sowohl hinsichtlich des Ambientes als auch hinsichtlich des Personals. Aber nur eine Minderheit hat solche Erfahrungen. Die angebotenen Veranstaltungen gelten als nur bedingt attraktiv, weil sie zwar gut organisiert sein mögen, aber aufgrund ihrer Themenstellung nicht auf das Interesse junger Menschen treffen. Vor allem Gottesdienste erscheinen als „langweilig und eintönig und würden zu lange dauern“ (152). Sie werden kaum als „anregend“ und noch nicht einmal als „trotzreich“ oder „für das alltägliche Leben nützlich“ angesehen (279). Diese Bedeutungslosigkeit mag korrespondieren mit einer vermuteten oder tatsächlichen Langeweile, wie sie die unten darzustellende Studie ebenfalls für die Angebote (und sogar die Akteure!) der kirchlichen Jugendarbeit feststellt. Ein Beleg für einen abschreckenden Zustand pfarreilicher Einrichtungen findet sich nicht

(153)<sup>3</sup>, wobei einzuräumen ist, dass es die Sicht jener darstellt, die noch Kontakt mit der Pfarrei pflegen. Es wird erkennbar, dass es um mehr geht als (nur) um ästhetische Barrieren, wie nach der Sinus-Studie zu vermuten wäre.

Die *religiöse Praxis* ist nicht völlig im Abbruch begriffen (154–156). Knapp 25 % halten sich selbst für religiös, fast die Hälfte (46,3 %) für gläubig, was – in Verbindung mit den Angaben zur kirchlichen Praxis – die individuelle Differenzierung zwischen einer allgemeinen Transzendenzoffenheit und der Bindung an religiöse Vollzüge einer Glaubensgemeinschaft erkennen lässt.

Immerhin etwa 10 % besuchen wöchentlich den Gottesdienst, weitere 10 % mindestens einmal im Monat. 23 % beten häufig bis täglich (Meditation als Alternative kommt kaum vor, wobei auch hier eine mangelnde begriffliche Unterscheidung das Ergebnis beeinflusst haben könnte), knapp ein Drittel hat Erfahrungen mit kirchlicher Jugendarbeit, ca. 20 % der Befragten lassen sich auf das herkömmliche Gemeindeleben ein. Die rituelle, kirchliche Begleitung an den Lebenswenden (z.B. „Taufe eigener Kinder“) ist ihnen wichtig (29 %) oder gar sehr wichtig (30 %). (Übertroffen wird die Taufe vom Wunsch nach der kirchlichen Heirat und dem kirchlichen Begräbnis einer nahestehenden Person.)

Die Ergebnisse der „Religiösen Signaturen“ hinsichtlich *religiöser Erfahrungen* bestätigen sich (157–160): Jugendliche halten Menschen, die von religiösen Erfahrungen berichten für glaubwürdig. Sie selbst verfügen über nur wenige eigene Erfahrungen, haben aber, zumindest situativ (Hilfe Gottes in bestimmten Situationen), den Wunsch danach. Junge Frauen und Jugendliche, die bereits religiös aktiver sind, sind insgesamt offener gegenüber dieser Thematik.

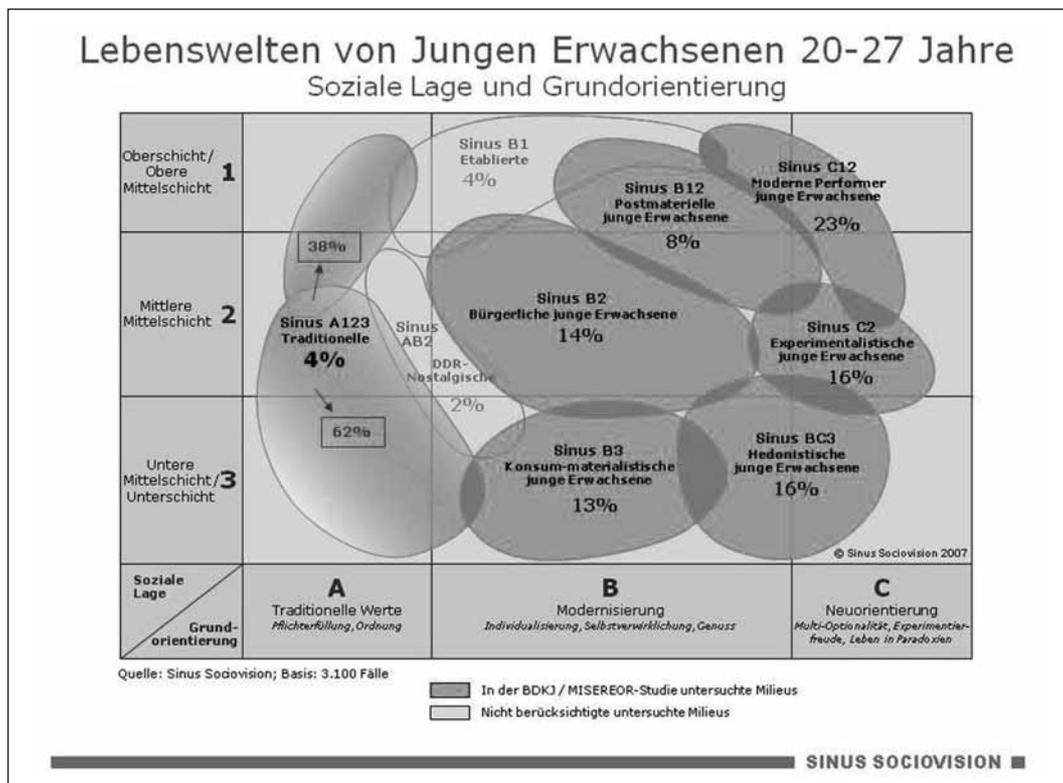
Bleibt die Frage, wie diese Wechselwirkung – intensivere Teilnahme am kirchlichen Leben führt zu einer größeren Offenheit, Erfahrungen religiös zu deuten; Suche nach religiösen Erfahrungen führt zu einer stärkeren Wahrnehmung entsprechender

Vollzüge – begegnet werden kann. Erschwerend kommt hinzu, dass Jugendliche alle exklusivistischen (Wahrheits-)Ansprüche ablehnen – eine Anfrage vor allem an den konfessionellen RU. Unter dem Vorzeichen der eigenen Autonomie aber sind die Befragten bereit, sich auf Deutungsangebote einzulassen. Diese werden sich als individuell *heilsbringend* erweisen müssen.

## Die Sinus-„Jugendstudie“ U 27

Gegenüber dem quantitativen Vorgehen in „Letzte Sicherheiten“ nutzen die Sinus-Milieu-Studien qualitative Untersuchungsmethoden. Diese seit Beginn der 1980er Jahre für die strategische Ausrichtung von Unternehmen entwickelte Technik der Zielgruppenanalyse wird seit jüngster Zeit auch von der Kirche genutzt. Nach dem von der Medien-Dienstleistungsgesellschaft (MDG) und der Kath. Sozialethischen Arbeitsstelle

in Auftrag gegebenen Milieuhandbuch (2005) sind nun auch Untersuchungen im Blick auf Familien (Merkle/Wippermann 2008) und im Blick auf junge Menschen greifbar. Der lebensweltorientierte Sinus-Ansatz muss hier nicht im Einzelnen vorgestellt werden. Die Jugendstudie gibt auf ihren ersten Seiten (9f) einen guten Einblick. Befragt wurden 132 katholische Mädchen und Jungen dreier Altersgruppen aus Ost- und Westdeutschland: 20 9- bis 13-jährige (frühe Jugend), und jeweils 56 14- bis 19-jährige Jugendliche (mittlere und späte Jugend) bzw. 20- bis 27-jährige junge Erwachsene (Postadoleszenz). Der Milieuansatz, der im Kontext der Jugendkulturen und ihrer *Verszenung* besonders plausibel ist, wird zunächst eher zurückhaltend eingesetzt. Zu sehr seien junge Menschen verschiedenen Einflüssen, vor allem der Eltern, ausgesetzt, so dass noch nicht von einer (festen) „Milieuzugehörigkeit“, sondern von einer „Milieuorientierung“ gesprochen wer-



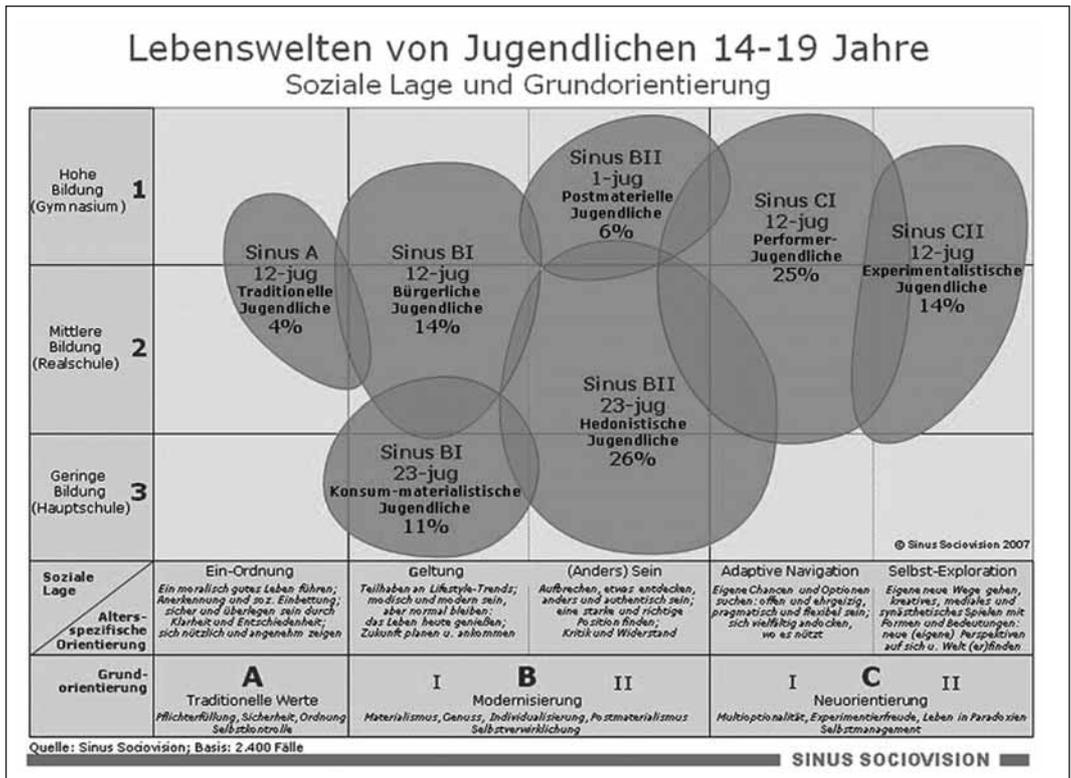
den müsse. Auch seien die Differenzen zwischen den einzelnen „Milieuorientierungen“ noch nicht sehr ausgeprägt (vgl. 11–13).

### Eine neue Milieu-Landschaft

Daher konnte bei der Interpretation der Daten (Hausarbeiten, Interviewtranskripte, Beobachtungen, Fotos der Jugendzimmer und Erläuterungen der Befragten) nur bedingt auf das gesamtdeutsche Milieumodell (bekannt als die zehn Milieus umfassende *Kartoffelgrafik*) zurückgegriffen werden. Während bei den jungen Erwachsenen dieses noch am ehesten kompatibel blieb – Orientierung an Milieus wie dem der „DDR-Nostalgiker“ (mangels eigener Erinnerungen) und der „Etablierten“ (aufgrund einer altersbedingt noch fehlenden finanziellen Basis) sind nur in geringem Umfang ausgeprägt – und bei den Kindern (9–13 Jahre) die Milieuzugehörigkeit – ebenfalls alters-

/entwicklungsbedingt – der Eltern leitend war, wurde für die Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren ein eigenes Milieumodell erforderlich. Es umfasst nur mehr sieben *Kartoffeln*, die sich entsprechend des Bildungsgrades (vertikale Achse) und einer, im Unterschied zum gesamtgesellschaftlichen Milieumodell differenzierteren Wertorientierung (horizontale Achse) bilden.

Entlang der Skala von einer traditionellen Grundorientierung (A) bis zur Neuorientierung (C) wird eine parallele altersspezifische Orientierung vorgelegt, die von „Ein-Ordnung“ (der traditionellen Jugendlichen) bis „Selbst-Exploration“ (der experimentalistischen Jugendlichen) reicht. Damit bewegt sich auch die junge Generation im Rahmen dessen, was gesamtgesellschaftlich abgesteckt ist. Eine neue Wertorientierung „D“ und damit eine Antwort auf die Frage: „Gibt es eine post-moderne Wertorientierung jenseits der Multi-Optionalität?“, ist noch nicht erkennbar.



Auffallend sind die Verschiebungen im Vergleich zum gesamtdeutschen Milieumodell: Traditionell orientierte Jugendliche mögen noch vielleicht der unteren Mittelschicht entstammen, streben aber inzwischen höhere Bildungsabschlüsse an. Experimentalistische Jugendliche umfassen auch jene mit Gymnasialbildung, wie hedonistische Jugendliche auch jene mittlerer Bildungsabschlüsse. Performer-Jugendliche finden sich auch unter Jugendlichen mittlerer Bildung. Insgesamt rückt das Bild der Milieus *nach oben*, so dass es unter Jugendlichen niedrigerer Bildungsabschlüsse (Hauptschule) nur noch Konsum-Materialisten und Hedonisten zu geben scheint – vielleicht eine Folge der seit den 1980er Jahren beschriebenen „Inflation der Bildungstitel“.<sup>4</sup> An dieser Stelle zeigt sich die Empfindlichkeit des Modells. Denn allein der Bildungsgrad ist nur ein schwacher Maßstab. Nicht nur, dass die Differenzen zwischen Real- und Hauptschule zusehends verschwimmen, auch die Vorläufigkeit des zuerst erworbenen Abschlusses und die selbst im Alter von 14–19 Jahren noch starke Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Eltern werfen Fragen auf. Die Vorläufigkeit der eigenen Orientierung lässt nur eingeschränkt Vergleiche der Altersgruppen untereinander zu, da die Studie eine Momentaufnahme und keine diachrone, längerfristige Beobachtung ist. So lässt sich zwar erkennen, dass mit zunehmendem Alter der hohe Anteil der Hedonisten abnimmt (vielleicht als sich verlierender Ausdruck jugendlicher Emanzipationsbemühungen), sich eine postmaterielle Orientierung erst mit zunehmendem Alter ausprägt oder das Modern Performing eine altersunabhängige Orientierung darstellt, Aussagen über die Wege des Einzelnen aber sind nicht möglich.

### **Rekrutierungsfelder der katholischen Jugendverbände**

Fokus der Studie ist die Frage, welche Jugendlichen durch Angebote der Jugend-

verbände bzw. der kirchlichen Werke erreicht werden. Die Ergebnisse überraschen nicht. Der BDKJ erreicht schwerpunktmäßig junge Menschen aus dem traditionellen, dem bürgerlichen und dem postmateriellen Milieu, jene Milieus, die eher traditionell bzw. modern orientiert sind und die nur rund ein Viertel der Jugendlichen ausmachen.

### **Das Image-Problem**

Haben sich die Jugendverbände in den letzten Jahren auf die Anforderungen eingelassen, die Jugendliche heute an freiwilliges Engagement stellen<sup>5</sup>, so zeigt der lebensweltliche Ansatz, der wesentlich ästhetische Kriterien aufnimmt, eine noch grundsätzlichere Schwierigkeit der kirchlichen Jugendverbände wie der Kirche insgesamt: Von außen erscheinen sie als langweilig. Ja, nicht (nur) der (anonyme) Verband wird von den meisten so charakterisiert, sondern es werden im Verband auch gar keine spannenden Leute (mehr) vermutet. Viel eher „dominiert die Auffassung: Katholische Jugendverbände sind ein Auffangbecken für jene, die sonst keinen Anschluss finden, die behäbig und heimatverbunden, in biederer Bürgerlichkeit verharren und lokal verhaftet sind – oft dicke, behäbige, langweilige, skurrile, weltfremde Leute“, die „ein ‚warmes Nest‘“ suchen. Kurzum: „eine Verlängerung der Ministrantengruppe, in der alle Kinder zusammenkamen und ‚gleich‘ waren: ein Auslaufmodell, eine Sackgasse“ (26). Der Jugendverband ist nur für die wenigsten eine Plattform für ihren eigenen Individualismus, noch viel weniger ist er eine geeignete Plattform für engagementbereite, Jugendkultur und Kirche prägende Persönlichkeiten.

### **Chancen und Grenzen**

Die wirkliche Kraft der Verbände offenbart sich dem, der in Kontakt kommt und den Innenbereich betritt. Ungewollt bildet sich eine Art *Arkandisziplin*. Da hilft der Hinweis auf Qualitätsmerkmale wie Gemeinschafts-

erlebnisse u.ä. wenig, finden die sich doch auch woanders. Die Jugendverbände sind aufgefordert, ihre ureigenen Quellen zu entdecken und als die besondere Facette kirchlichen Lebens zu profilieren.

Zwei Schwierigkeiten treten dabei hervor (vgl. auch 29–31): Ein Dachverband ist für die Zielgruppe nicht attraktiv und insofern auch der falsche Blickwinkel. Integration in ein übergeordnetes Ganzes ist für die wenigsten erstrebenswert. Der Milieuansatz zeigt gerade, dass die Pluralisierung der Jugendszenen und der dahinter liegenden Milieuorientierungen mit einer gegenseitigen Segregation einher geht (vgl. 32–34). Eine kirchliche Jugendarbeit, die junge Menschen erreichen will, muss anschlussfähig an unterschiedliche Szenen – ohne sie kirchlich zu kolonisieren – und daher vielfältig sein. Dies kann nur in einer Unterschiedlichkeit verschiedener Einzelverbände und Initiativen gelingen. Kooperationen profilierter Mitgliedsverbände mit der Offenen Ganztagschule, wie etwa der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ) mit Hauptschulen, der Pfadfinderrinnen St. Georg (PSG) an Mädchenschulen, der Kath. Studierenden Jugend (KSJ) an Gymnasien, könnten neue Kontaktmöglichkeiten schaffen. Grenzen bleiben: Ein Verband biederer Kirchlichkeit wird nur Traditionsorientierte ansprechen können. Eine innere Wandlung, die die eigene Programmatik neu entdecken lässt und auch die Öffnung des BDKJ, wie in „Hinterm Horizont geht’s weiter“ 2005 beschlossen, kann ein Weg sein.

Bei allen Bemühungen stehen kirchliche Verbände in der Spannung zwischen Zielgruppenorientierung und der Abhängigkeit vom kirchlichen Amt, die immer wieder zu Konflikten und letztlich zur *Trennung von Amt und Verband* geführt hat – ein Kräftefeld, das immer wieder neu austariert werden muss.

#### Literatur:

- BertelsmannStiftung: Religionsmonitor 2008. Gütersloh 2007.
- Bund der Deutschen Katholischen Jugend; Misereor (Hrsg.): Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U 27, Düsseldorf/Aachen o.J. (2008).
- Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt am Main 2003.
- Medien-Dienstleistung GmbH (Hrsg.): Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005“. München/Heidelberg 2005.
- T. Merkle/C. Wippermann: Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Stuttgart 2008.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Frankfurt am Main 2006.
- H.-G. Ziebertz, B. Kalbheim, U. Riegel: Religiöse Signaturen heute. Ein religionspädagogischer Beitrag zur empirischen Jugendforschung [Religionspädagogik in pluraler Gesellschaft 3]. Gütersloh/Freiburg i. Brsg. 2003.
- H.-G. Ziebertz, U. Riegel: Letzte Sicherheiten. Eine empirische Untersuchung zu Weltbildern Jugendlicher [Religionspädagogik in pluraler Gesellschaft 11]. Gütersloh / Freiburg i. Brsg. 2008.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. dazu Höring, P.C.: Jugendliche Religiosität in pluraler Gesellschaft, in: Pastoralblatt 56 (2004), 214–217.
- <sup>2</sup> Vgl. H.v. Hentig: Die Menschen stärken, die Sachen klären. Ein Plädoyer für die Wiederherstellung der Aufklärung. Stuttgart 1985.
- <sup>3</sup> Vgl. etwa den Kommentar von Ch. Linker, der ästhetische Hemmnisse vor allem am baulichen Zustand so mancher Pfarrheime festmacht. Vgl. ders.: „Mit Kirche darf ich nicht scheiße aussehen“. Jugendliche unter dem Mikroskop – Wie mit der Sinus-Milieustudie U27 umgehen?, in: Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln 15/08, 6.
- <sup>4</sup> Vgl. u.a. U. Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.
- <sup>5</sup> Vgl. dazu u.a. die Studie H. Hobelsberger: Jugendpastoral des Engagements. Eine praktisch-theologische Reflexion und Konzeption des sozialen Handelns Jugendlicher. Würzburg 2006, rezensiert in dieser Zeitschrift in Heft 3/2007.

# Verlassen sein oder sich verlassen können

## Anforderungen an ein würdevolles Altern<sup>1</sup>

---

*Wann ist alt und älter werden würdevoll? Wir sprechen vom würdevollen Altern, wenn das eigene Gewinn- und Verlusterleben des älter werdenden Menschen respektiert wird. Denn das Alter ist „eine eigene Lebenszeit mit eigenen Qualitäten“ und einem aufrehrerischen Potential (Elisabeth Moltmann-Wendel).*

Und dem Alter sind teilweise schwerwiegende und auch merkwürdige Verluste und Gewinne eigen. Einer meiner ältesten Freunde kommt vom Thema Geld nicht los, das ihn sein ganzes Leben lang gefesselt hat, aber das Fahrrad fährt er mit bald 80 Jahren wie noch nie in seinem Leben. Ein anderer, ein Kollege, fällt nach seiner Pensionierung ins tiefe Loch der Aktionslosigkeit und beginnt plötzlich Chinesisch zu lernen. Wieder andere schaffen es nicht, die Chancen zu nutzen, die mit dem Verlust verbunden sind. Wer seine Sehfähigkeit, sein Gehör oder gar sein Bewusstsein langsam aber sicher verliert, braucht noch mehr Respekt, um damit zu recht zu kommen und in Würde alt werden zu können. Dies gilt auch für die über eine Million an Demenz erkrankter Menschen, deren Zahl bis 2030 vermutlich um die Hälfte gestiegen sein wird. Altwerden macht klar, dass alles im Leben nur Fragment ist, auslegbar als Verzweiflung oder als Sehnsucht nach letzter Erfüllung. Nicht nur an die Gerontologie und die pflegerische und medizinische Versorgung, sondern auch an die Alten selbst und an die Seelsorge sind offenbar ganz neue Anforderungen zu stellen.

*1. Weltweit werden die Menschen älter. Nach dem neuesten Report des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA) über globale Aspekte der demographischen Alterung werden Mitte des 21. Jahrhunderts 80 % aller über 65-Jährigen dieser Welt in den heutigen Entwicklungsländern leben. Alterung ist eine bedeutende globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts (vgl. idw 16.05.2008). Selbst für die munteren Alten kann der Gewinn des längeren Lebens auch eine Belastung sein. Sie sind ja die erste Generation in der Menschheitsgeschichte, die auf das Älter-werden-Können nicht oder nur unzureichend vorbereitet ist.*

Für die meisten dieser Generation, die nicht vorbereitet sein kann, gerät das Älterwerden zu einem Großprojekt mit offenem Ausgang. Daraus ergibt sich sogleich eine doppelte Anforderung: Erstens sollen sie mit dem eigenen Älterwerden fertig werden und zweitens sollen sie die jüngere Generation auf ihr Älterwerden vorbereiten. Für diese doppelte Herausforderung fehlen aber die äußeren Rahmenbedingungen, die Sicherung des finanziellen Lebensstandards auch für die nächsten Generationen, die bedrückende Altersarmut und die umstrittene Sozial- und Rentenpolitik. Dennoch muss sich in dieser Lage Einiges neu bilden: Ein verändertes Rollenbewusstsein als leibliche und nicht-leibliche Großmütter und Großväter, echte und unechte Onkel und Tanten bzw. die neu sich ergebenden Rollenmuster „verantwortlich sein für die Netzwerke“, „Leben und Wohnen in neuen Sozialräumen“, „Alte im Ehrenamt“, „Veränderung der tradierten Geschlechterrollen“, „Nutzung der Angebote im Mehrgenerationenhaus“.

*2. Die Alten sollten das eigene Altwerden mit seinen Höhen und Tiefen bewusster und schärfer wahrnehmen. Loslassen und nicht verdrängen ist sicher nicht leicht. Aber die damit verbundene Trauerarbeit kann vielleicht ungeahnte Chancen für das spirituelle Wachstum und eine neue Altersspiritualität frei machen.*

Verlassen sein und sich verlassen können, Einsamkeit und Verzweiflung auf der einen und Solidarität und Zuversicht auf der anderen Seite markieren ja die beiden Pole, zwischen denen sich das Altwerden abspielt. Wer soziales und seelisches Verlassensein erlebt hat, weiß, wie wichtig es ist, sich auf etwas oder jemand verlassen zu können. So hat der älter werdende Mensch die große Chance, die Schwierigkeiten des Älterwerdens mit Weisheit und Spiritualität besser zu bewältigen als ohne diese Grundhaltungen.

Alter ist heute zugleich Verlust und Gewinn, auch im religiösen Sinn. Altsein ist Gewinn, wenn wir an die Alten denken, die dank der Medizin länger leben und neue Lebensqualitäten genießen, die sie mit spirituellen Grundhaltungen verbinden können. Bei ihnen herrscht oft das starke Gefühl der Dankbarkeit und einer unbändigen Lebensneugier. Altsein ist aber auch Verlust, Verlassensein, Einsamkeit und Abschied.

Dass heute das Umgehen mit dem Verlust und der Trauer als ein wichtiges Kriterium des Alterns angesehen wird, stellt das Ideal der tradierten Altersweisheit in Frage. Viele sind wegen der erlittenen Verluste gerade nicht weise geworden, sondern verbittert, enttäuscht oder verzweifelt. Aber auch der Gewinn der neuen Lebensqualität im Alter erzwingt eine neue Sicht der Altersweisheit. *Altersweisheit* ist heute weiter gespannt als das Ideal von gestern. Die Weisheit kommt eben nicht automatisch mit dem Alter. Sie umfasst Fähigkeiten auf der Gewinnseite, etwa ein intensives Gefühl der Freude am Leben, das viele Jahre anhalten kann. Sie umfasst aber auch neue Fähigkeiten, mit dem Verlust im Alter umzugehen, wie Gelassenheit, Ermutigung und Solidarität.

3. *Auch gläubige Menschen und speziell Christen können die Erfahrung machen, dass das spannungsvolle Wachstum der Seele nicht ohne ungewohnte Schwierigkeiten ist. Im Gegenteil, im religiös desinteressierten Umfeld erfahren wir älter werdende Christen umso intensiver diese tiefgehende Herausforderung zwischen hoffnungsloser Verzweiflung und vertrauensvollem*

*Glauben. Der Glaube kann ein Leben ohne Abschiede und ohne die Gefahr des Scheiterns nicht garantieren.*

Selbst der gläubigste Mensch, der über diese Erde gegangen ist, war in seinem Sterben verzweifelt und hat ein Verzweiflungsgebet hinausgeschrien: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34). Daraus lernen gläubige Christen: *Das sich verlassen können auf Gott gibt es nicht ohne das verlassen sein von Gott.* Darin besteht im Kern der christliche Glaube, im Verlassensein sich verlassen zu können, eine paradoxe Umkehrung der menschlichen Lebenserfahrung. Daher auch der christliche Humor, denn „Theologie ohne Humor ist Gotteslästerung“ (Jakob Petuchowski). Wenn nur der Glaube an den unbegreiflichen Gott den Zweifel überwinden kann, muss Gott den endlichen Menschen mit viel Humor ausgestattet haben. Hat Gott selbst auch Humor? Wenn wir Gott und seine Schöpfung ernst nehmen, ist er zumindest nicht humorlos. Man vergleiche dazu die Geschichte mit Abraham, Sarah und Isaak, dessen Name bedeutet: Gott lacht.

4. *Es geht um die vorlaufende Biografie in ihrer Bedeutung für das Alter. Alle diesbezüglichen Altersforschungen, zuletzt die Dissertation von Annette M. Lamprecht „Christlicher Glaube im Alter“ (2006), kommen zu dem Ergebnis, dass eine tragfähige Altersspiritualität ihre Wurzeln in der frühen Biografie der betroffenen älteren Menschen hat, oder anders formuliert, dass früh begonnene vernunftgeleitete religiöse und gläubige Einstellungen im Alter sich positiv auswirken. Man spricht von der „Steuerung durch die Kinderseele“.<sup>2</sup>*

Dabei geht es inhaltlich um die Fähigkeit, in der Spannung zwischen Verlassensein und sich verlassen können, zwischen Ausweglosigkeit und Zuversicht, mit dem Glauben immer wieder beginnen zu können. Übrigens besteht die Aufgabe der Religionspädagogen darin, schon früh dem immer älter

werdenden Menschen die polare Spannung zwischen Zweifel und Glaube bewusst zu machen und ihm zu helfen, damit im praktischen Leben umzugehen.

Was bedeutet Spiritualität im Einzelnen, bezogen auf das Gottesbild? Ein Beispiel: Meine 93-jährige Schwiegermutter wusste, dass sie bald sterben würde. Häufig traf ich sie bitterlich weinend in ihrem Sessel. Erst eine Woche vor ihrem Tod erzählte sie mir, sie habe Angst vor dem Sterben, sie komme in die Hölle. Sie äußerte zum ersten Mal in ihrem Leben Zweifel an Gott. Ist der so grausam, dass er zu seiner eigenen Genugtuung den Tod seines Sohnes fordert. Und das, weil ich so schlimm gesündigt habe. Sie war nicht zu trösten, denn für den gerade geäußerten Zweifel käme sie nun erst recht in die Hölle. Sie hatte schon früh im Gottesdienst, in der Predigt und im Religionsunterricht einen Gott kennen gelernt, der für die Sünden der Menschen Opfer fordert, ein Rachegott, der seinen eigenen Sohn als Sühneopfer nicht schonen konnte. Der hauste immer noch in ihrer Seele und wurde stärker und stärker, je häufiger sie zur Beichte ging und – wie sie sagte – sich schuldig bekannte, nur ein Kind zur Welt gebracht zu haben. Sie selbst war eines von 14 Geschwistern. Aber auch ihre Mutter wurde in der demütigenden Bußpraxis um die Jahrhundertwende beschuldigt, nur 14 Kinder zur Welt gebracht zu haben. Ich denke gerne an meine Sterbebegleitung. Ich sagte ihr nur, Gott ist anders. Er ist ja dem verlorenen Sohn entgegengelaufen und hat ihn umarmt. Dann konnte sie sagen, du hast Recht, ich glaube er kommt mir schon entgegen. Und sie starb ruhig und zufrieden.

*5. Im Alter, im Winter des Lebens, ist der Mensch der Strenge des Lebens und sich selbst in seiner inneren Polarität „ausgeliefert“. Er muss in der Lage sein, diese zu ertragen und mit ihr positiv weiter zu leben. Beide Fähigkeiten, mit dem Gewinn und dem Verlust im Alter zu leben, treffen sich in dem Sachverhalt, dass alte Menschen auf der Gewinnseite bald schon zu denen auf*

*der Verlustseite gehören können bzw. gehören werden. Wie verhalte ich mich jetzt zu mir später?*

Es muss sich zeigen, ob ich in der Lage bin, meinen Gewinn solidarisch mit denen zu teilen, die schon im Verlust sind. Das sind nicht nur die Dementen, sondern auch die vom Leben Enttäuschten und die, die ohne Demenz unter anderen Verlusten des Alters weiter leiden. Sie brauchen oft nicht nur Begleitung und Trost, sondern – wie schon gezeigt – auch theologische Aufklärung: Gott ist nicht nur *lieb*, sondern auch *anders* und *unbegreifbar*; keine Religion ist ohne Risiko; Glaube ist ohne Zweifel nicht zu haben, Liebe nicht ohne Leid; das Sterben sollte nicht als Strafe, sondern als liebende Hingabe verstanden werden, denn lieben heißt „du sollst nicht sterben“, und nach der Bibel ist Gott die Liebe, die das Leben will. Dem entspricht auch Jesu Umgang mit Leid und Elend. Seine Devise hieß: Leid bekämpfen, heilen und die Selbstheilkräfte stärken. Christlich verstanden darf ich mich als älter werdender und als Seelsorger auf die Auferstehung in meinem Tod verlassen, wie Jesus Christus in seinem Tod durch die Auferstehung bestätigt worden ist.

*6. Angesichts der zunehmenden Demenz, des Wirklichkeitsverlustes, für manche die Erfahrung des totalen Verlassenseins, der Abhängigkeit und Orientierungslosigkeit im hohen Alter, droht die spirituelle Armut bzw. die regressive Spiritualität.*

Die heute Neugeborenen können 100 Jahre alt werden, allerdings unter dem Damoklesschwert der drohenden Demenz. Wir erleben gerade eine Metamorphose der Rede über das Alter. Führt sie vielleicht zu einer friedlichen Demenz, für die der Wirklichkeitsverlust nichts Tragisches darstellt. Ist die Demenz, *ohne Geist*, als beginnendes Sterben einzuschätzen? Viele religiöse Äußerungen von Menschen mit Demenz zeigen deutlich regressive Tendenzen. Was versteht Dörner unter „tödlichem Mitleid“? Ist es das Mitleid der nicht von Demenz Betroffenen,

das die Dunkelziffer derer erhöht, die als Demenz-Betroffene aus ungeklärten Ursachen überraschend sterben? Viele Angehörige der jungen Generation können ihre Alten und ihre veränderten Verhaltensweisen nicht mehr ertragen. Die neue Not, mit den Alten nicht mehr zu recht zu kommen, nimmt eher zu als ab. Nach der Belastungsforschung wächst die Überforderung der Pflegenden bei Schwerstpflegebedürftigkeit und bei Demenz rapide. Pflegeverweigerung durch die Jungen aus welchen Gründen auch immer, beispielsweise als Reaktion auf Missbrauch in früheren Jahren, macht darauf aufmerksam, wie stark die Bewertung des Alters durch die junge Generation auch in Zukunft geprägt sein wird. Daraus ergibt sich der Appell an die Seelsorge der jüngeren Generation, den Umgang mit den Alten neu zu lernen. Auf der Seite der Alten spitzt sich der Konflikt zu: Verlassen sein oder sich verlassen können, ein Konflikt, der das Zugehen auf den Tod entscheidend prägt, erleichternd oder belastend.

Dörner betrachtet die Demenz als fast allgemein in Zukunft zu erwartenden Normalzustand hochbetagter Menschen. Es bleibt aber abzuwarten, ob die Demenz vielleicht nur als eine Form des Alterns neben anderen angesehen werden sollte. Jedenfalls signalisiert die Demenz für alle Lebensformen im Alter die Not der spirituellen Armut. Worin besteht sie? Wenn eine oder mehrere Bestimmungsgrößen der Spiritualität verkümmern oder ausfallen, sprechen wir von spiritueller Armut. Spiritualität besteht: aus Gelassenheit und Gottvertrauen (was uns das Leben wert ist), aus Erfahrungswissen und theologischer Bildung (worauf es im Leben vernünftigerweise ankommt), aus Humor und Schöpfungsglaube (wenn wir die Schöpfung und Gott ernst nehmen), aus Wagnis und Verzicht (was uns im Leben begegnet) und aus Hoffnung und Ermutigung (worauf das Leben hinausläuft).

*7. Wie in der Seelsorge umgehen mit der spirituellen Armut im Alter? Die entsprechende Pastoral sollte an die unterstützen-*

*den und pflegenden Aktivitäten angekoppelt werden. Die Gespräche über Lebenserfahrungen sollten mit Gestaltungs- und Beschäftigungsprojekten im Alter verbunden werden.*

Beispielsweise beim gemeinsamen Spielen kann ein religiöses Gespräch geführt und Trauerarbeit geleistet werden. Die unterstützenden Gesprächspartner, die Zeit schenken, zuhören und Anteil nehmen können, brauchen aber eine professionelle Hilfe, die in Kooperation mit den Einrichtungen der Diakonie und der Caritas und anderen Trägern geleistet werden sollte. In meiner Heimatstadt Dülmen gibt es ein sehr erfolgreiches Aus- und Fortbildungsmodell der Familienbildungsstätte Dülmen (FBS Leitung Frau Irmgard Neuß), das inzwischen auch in über 100 anderen Städten in Deutschland umgesetzt wird. Es geht dabei um die Aus- und Fortbildung von Seniorenbegleiter(innen) und speziell von *Senioren-Alltagsbegleiter(inne)n*, auch um Projekte für Freiwillige unter dem Motto „Jung hilft alt“. In diesem Jahr laufen dort *Fach-Veranstaltungen für Haupt- und Ehrenamtliche in der Altenhilfe und Pastoral, pflegende Angehörige und Interessierte*. Zentrale Bausteine sind gute Vernetzungen mit stationären und auch ambulanten Trägern, die Bildung tragfähiger Gruppen, Praxisorientierung und Praxisbegleitung.

*8. Wie läuft das Leben? Etwa nach dem Motto Goethes: „Dem Heitern erscheint die Welt auch heiter“? Also: Sei heiter und du hast das Elend des Alterns schon überwunden. Oder muss in der Pastoral auch die harte Konfliktpsychologie bemüht werden?*

Es trifft wohl beides zu. Für Erikson steht am Ende der menschlichen Entwicklung der Konflikt „Integrität gegen Verzweiflung und Ekel“. Nach diesem Phasenmodell muss sich die Seelsorge auch der Ausbalancierung der Lebensgrundspannungen stellen. Verzweiflung und Ekel sind reale Gefahren des Alterns. Der Alternde selbst und die Seelsorge sollten diese Gefahren wahrnehmen,

sie in Gesprächen und in der Trauerarbeit bewusst machen und Gegenstrategien trainieren. Das Falscheste wäre, sie zu ignorieren. Eine erfolgreiche Arbeit aber an diesem Konflikt wird zu Goethes Heiterkeit und zu der Erkenntnis führen: „Alles hat seine Zeit“ (Koh 3,1–8).

#### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Vortrag, gehalten auf dem 97. Katholikentag am 23. Mai 2008.
- <sup>2</sup> Sendung Lebenszeichen vom 18.05.2008.

Klaus Dick

## **Priester sein im Alter<sup>1</sup>**

Es wäre leichter, das Thema als Zustandsbeschreibung zu verstehen – dann würde eine breite Palette von Unterschieden aufgezeigt: Was für den einen Mitbruder noch möglich ist, ist für den anderen gerade nicht mehr gegeben. Gibt es da überhaupt noch etwas Gemeinsames? Gerade darum aber geht es bei unseren Überlegungen, die ja „ansprechend“ sein sollen – Anspruch hier in doppeltem Sinn: ermutigende Anrede und beanspruchende Forderung. Damit ist sogleich die erste Frage gestellt: Gibt es überhaupt etwas allgemein Geltendes, etwas Bleibendes, was wir mit dem Priestersein feststellen können?

Für die meisten von uns war das zur Zeit des Weihe überhaupt keine Frage; in vielen Primizpredigten und Gratulationen wurde das Psalmwort zitiert: „Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung des Melchisedech.“ (Ps.109, 4) In den Turbulenzen nach dem Konzil tauchte demgegenüber eine bewusste Relativierung auf, unterstützt noch durch den allgemeinen Trend zu ständiger Veränderungsbereitschaft und Umorientierung auf vielen Gebieten des Lebens, vor allem im Beruflichen. Wird der nicht abgeschrieben, der nicht ständig bereit ist, sich und seine Meinung zu ändern? Das ist natürlich für priesterliches Selbstbewusstsein tödlich! Deshalb steht als Wichtigstes in unseren Überlegungen schon gleich am Anfang: die Glaubenseinsicht, dass die Priesterweihe ein *sacramentum permanens* ist, gilt uneingeschränkt auch heute noch! Das war ja gerade die betonte Aussage des Konzils gegenüber der Betonung des gemeinsamen Priestertums: dies darf nicht gegeneinander ausgespielt werden: das im Sakrament übertragene Weihepriestertum ist von der priesterlichen Würde aller Getauften dem Wesen und

nicht nur dem Grade nach unterschieden (Kirchenkonstitution 10)!

Was hat das für unsere Selbsteinschätzung zu bedeuten? Zunächst einmal: an unserem Priestersein ändert sich nichts dadurch, dass wir alt geworden sind! Und für unser Leben und Tun gilt das alte Grundsatz: die beste Praxis ist eine gute Theorie! Die Erkenntnis, dass wir Priester sind und bleiben, setzt uns instand, gerade unter veränderten Umständen – gegenüber früher vielfach eingeschränkt – uns nicht nur als Priester zu „fühlen“, sondern die – subjektiv unterschiedlichen – Möglichkeiten voll zu nutzen, als Priester zu „wirken“! Dabei kann uns alten Priestern gewiss der Rückblick auf so viele Erlebnisse priesterlichen Dienstes sehr reich sein lassen!

Das Gleichbleibende unseres Geweihtseins soll uns natürlich nicht davon abhalten, nach dem Eigentümlichen des Alters zu fragen. Wie wir das tun, ist dann auch wieder eine Folge einer Grundeinstellung, die aus dem Glauben erwächst: was sagt uns die Offenbarung Gottes, was sagt uns die Hl. Schrift über das Alter?

## 1. Alter in der Hl. Schrift

Wenn wir, etwa im Bibellexikon von Herbert Haag, unter dem Stichwort „Alter“ nachschauen, ergibt sich eine interessante Übersicht. „Die Bibel kennt eine zweifache Vorstellung vom Alter: (1) In einer idealistischen Sicht ist das Alter eine herrliche Krone, die Erfahrung des Alters, seine Weisheit und Einsicht und sein reiches Wissen sind bewundernswert... (2) Meistens aber malt die Bibel das Alter in dunklen Farben: das Auge ist schwach geworden... man leidet an Gicht, die Lebenslust schwindet... Doch der Gott Israels verspricht, sein Volk auch im Alter nicht allein zu lassen.“<sup>2</sup>

Als Ergänzung zu dieser allgemeinen Wertung ist es aufschlussreich, die Altersangaben bei wichtigen Gestalten des AT zur Kenntnis zu nehmen. Von den bis heute nicht entschlüsselten hohen Lebenslängen der Urväter in Gen.5 einmal abgesehen,

ergibt sich zum Beispiel: Abraham war 75 Jahre, als er von Haran wegzog (Gen 12,4), und 99 Jahre, als ihm der Herr erschien (ebd.17,1), Isaak wurde 180 Jahre alt (ebd.35,28), Joseph erreichte 110 Jahre (ebd.50.26), Mose war bei seinem Tod 120 Jahre alt (Deut34,7) – offensichtlich dienen die Altersangaben auch dazu, die Autorität aufgrund des Alters zu stärken.

Aus den positiven Kennzeichnungen des Alters sticht hervor die Weisheit, nach der ja auch ein großer Teil des Alten Testaments benannt ist! Im Buch Jesus Sirach (25,5) heißt es: „*Wie schön steht den Alten Weisheit an!*“ Das ist auch eine schlichte, aber nicht zu unterschätzende Gabe, die wir Alten geradezu als Gnade verstehen dürfen. Beim 80. Geburtstag von Kardinal Frings gratulierte der Altbundeskanzler Adenauer – der übrigens wenige Wochen danach gestorben ist – dem Erzbischof und fügte hinzu: „Wir Zwei haben jetzt vielen anderen etwas voraus: das ist die Erfahrung!“ Damit sprach er genau das aus, was Grundlage der biblischen Weisheit ist. Sicher kommt solche Weisheit nicht automatisch mit Ablauf von Zeit, aber gerade die Erfahrungen eines Priesterlebens können weise machen, weil es dabei immer um den Gottbezug geht – man könnte geradezu sagen: Weisheit ist langjährige Erfahrung mit Gott und seinem Wirken – in unserem Leben und im Leben Anderer! Das Psalmwort ist für uns nicht bloßes Zitat: „*Zahlreich sind die Wunder, die du getan hast, und deine Pläne mit uns; Herr, mein Gott, nichts kommt dir gleich. Wollte ich von ihnen künden und reden, es wären mehr, als man zählen kann.*“ (Ps 39, 6).

Das alles gilt – gerade im Blick auf die biblische Weisheitsliteratur – zunächst für das Alte Testament. Was ändert sich im Blick auf das Alter mit dem Neuen Bund? Das wird deutlich an der Gestalt des greisen Simeon. „*Nun lässt du, Herr, deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen*“ (Luk 2,29) Ihm bringt das Alter die Erfüllung der letzten Sehnsucht jedes Menschen. Es ist sehr passend für uns alte Priester, dass wir schon von Anfang der Stundengebetsverpflichtung an

jeden Abend die Simeons-Freude zum Ausdruck bringen – je älter wir werden, umso mehr naht für jeden von uns diese Erfüllung und immer stärker können wir feststellen: „Meine Augen haben das Heil gesehen.“ War im Alten Bund die Wahrnehmung dessen, was nach dem Tod kommt, zumindest undeutlich, so ist die uns aufgetragene Heilsverkündigung gerade wesentlich die Eröffnung einer klaren Dimension: es ist die Ewigkeit, in die hinein Gott uns Menschen führen will.

Übrigens ist es gerade die Erkenntnis vom ewigen Leben, die in der jüngsten Zeit der vorchristlichen Offenbarung das Treubleiben bis ins Alter so ruhmvoll und beispielhaft sein lässt. Das wird deutlich an der Gestalt des greisen Eleasar, von dem uns im 2. Makkabäerbuch 6, 18 ff.) berichtet wird: *„Unter den angesehensten Schriftgelehrten war Eleasar, ein Mann von hohem Alter und edlen Gesichtszügen. Er fasste einen edlen Entschluss, wie es sich gehörte für einen Mann, der so alt und wegen seines Alters angesehen war, in Würde ergraut, der von Jugend an vorbildlich gelebt und – was noch wichtiger ist – den heiligen, von Gott gegebenen Gesetzen gehorcht hatte. ‚Wer so alt ist wie ich, soll sich nicht verstellen. Viele junge Leute könnten sonst glauben, Eleasar sei mit seinen neunzig Jahren noch zu der fremden Lebensart übergetreten. Darum will ich jetzt wie ein Mann sterben und mich so meines Alters würdig zeigen.‘“* Er ist überzeugt, dass er „weder lebendig noch tot den Händen des Allherrschers entfliehen“ würde. Für die ersten Christen war es dann nicht nur das Wissen um Gott als den Herrn über den Tod hinaus gegeben, sondern in der Person Christi ist uns der geschenkt, der das so genannte Diesseits mit dem ebenfalls so genannten Jenseits in seiner Person verbindet. Im Martyrium des hl. Polykarp – von dem uns die wertvollen Passionsakten erhalten geblieben sind – wird es deutlich: „Der Prokonsul drang ... in ihn und sprach: Schwöre und ich gebe dich frei, fluche Christo! Da entgegnete Polykarp: Sechsendachtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nie ein Leide getan; wie

könnte ich meinen König und Erlöser lästern?“ (Mart.Polyc.9)

## 2. Leben als Priester im Alter

Wie können wir nun aus unseren Erkenntnissen Folgerungen ziehen für unser Leben als Priester im Alter? Wie muss die Praxis der Theorie entsprechen?

### a) Berufung

Zunächst geht es darum, welche Belastungen auch immer uns aufgeladen sein mögen, das Bewusstsein der Berufung zum Priester als unser Selbstbewusstsein wach zu halten. Immer wieder sollten wir uns die Grundlage dieser Berufung klar machen: *„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt“* (Joh.15,16) Das kann, je nach Situation, Stärkung oder Entlastung sein; jedenfalls ist es im Rückblick auf unser priesterliches Wirken immer Quelle der Freude! Und dass es bei dieser Art von Berufung nicht um einen Sachverhalt oder eine Zuweisung von Kompetenz geht, wurde uns – im alten Ritus – bei der Weihe zugesprochen: *„Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern meine Freunde, weil ihr alles erkannt habt, was ich in eurer Mitte getan habe.“* Gegenüber der Herkunft dieses Herrenwortes in den Abschiedsreden des Johannesevangeliums ist interessanterweise eine Änderung festzustellen. Im Evangelium heißt die Begründung: *„denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.“* (Joh 15,15). Die Freundschaft, die der Herr uns anbietet, gründete bei den Aposteln in der Wahrheitsvermittlung, also dem Offenbarungsvorgang – bei den Priestern der Nachfolgezeit ist das Erleben des Wirkens Christi in seiner Kirche der Grund für die Vertrautheit mit dem berufenden Herrn! Diesen Gesichtspunkt könnte wohl jeder von uns sehr konkret individuell verdeutlichen. Wenn nun auch die Art und der Umfang priesterlichen Wirkens im Alter sehr verändert sein kann, so bleibt doch der Grundauftrag erhalten – so beten wir ja im

Psalm 71,17f.: „Gott, du hast mich gelehrt von Jugend auf, und noch heute verkünde ich dein wunderbares Walten“.

„Auch wenn ich alt und grau bin, o Gott, verlass mich nicht.“ (vgl. Jes 46,4)

Wie immer im inspirierten Gotteswort, so ist auch in diesem Gebet die Zusage mitgegeben. Unser Leben kann immer Verkündigung sein. Wir haben es ja beim verstorbenen Papst Johannes Paul II. feststellen können, dass er in seinem Leiden aller Welt vorgemacht hat, was es heißt, christlich zu sterben. Unser verewigter Kardinal Frings hat ja uns allen deutlich gemacht: „Die letzte Predigt hält ein Priester durch seinen Tod!“

### b) Eucharistie

Aber in noch gesteigerter Form können wir Priester sein im Alter: es bleibt uns ja immer die Feier der Eucharistie. Selbst wenn wir körperlich nicht mehr imstande sind, selbst zu zelebrieren, können wir in geistlicher Weise uns mit den vielen Messopfern verbinden und im Empfang der hl. Kommunion – selbst wenn das im äußersten Fall auch nur noch geistlich möglich ist – priesterlich „konzelebrieren“. Gott sei es gedankt, dass bei den meisten Mitbrüdern auch im fortgeschrittenen Alter oder bei behindernder Krankheit die Zelebration immer noch möglich ist. Wir können beim Vollzug des Ritus als Ältere sogar noch deutlicher als in jüngeren Jahren empfinden, dass die Begegnung mit dem Herrn immer auch Vorausgabe ist für das „Hochzeitsmahl des ewigen Lebens.“ Übrigens kann vielleicht kein Text des Ordinariums uns alten Priestern so bedeutsam ausdrücken, worum es in unserer Lebenssituation geht, wie der Schlusssatz des Embolismus: „damit wir voll Zuversicht das Kommen unseres Erlösers erwarten“!

Ein Element der Eucharistiefeier gewinnt übrigens mit zunehmendem Alter eine wachsende Bedeutung: das Memento. Die Zahl der Verstorbenen, derer wir zu gedenken haben, wächst ja ständig, und immer größer wird die Menge der uns im Glauben Voran-

gegangenen, mit denen wir in Christus verbunden und die uns in dieser Verbindung erreichbar bleiben. Aber auch das Memento vivorum gewinnt im priesterlichen Alter an Bedeutung: für wir viele haben wir weiter eine Gebetsverpflichtung – gerade auch dann, wenn wir etwa im Ruhestand nicht mehr „zuständig“ sind! Oft ist das Gedenken bei der hl. Messe – oder auch nach dem Empfang der hl. Kommunion – ja die einzige – und dazu wirksamste! – Weise, immer Seelsorger zu bleiben!

### c) Stundengebet

Das Eintreten für Andere ist auch ein wichtiger Impuls, im Alter die Verpflichtung für das Stundengebet nicht einzuschränken. Hier gilt gerade in der oft erweiterten freien Tageszeit im Ruhestand: Halte die Ordnung, und die Ordnung hält dich! Vielleicht erinnert sich manch einer von uns noch der Worte des Seminarprofessors Solzbacher. selbst wenn es gute Gründe gäbe, sich etwa am Abend vom Breviergebet dispensiert zu wissen: „Beten Sie es dennoch, auch wenn Sie scheinbar nichts verinnerlichen können – damit an diesem Tag Ihre Stimme im Chor der betenden Kirche nicht gefehlt hat!“

### d) Heiligenverehrung

Im Mitbeten mit der Kirche gibt es mit dem Alter auch eine Bereicherung bei der Heiligenverehrung. Wir haben im Lauf unseres Lebens nicht nur zu vielen Patronaten der uns anvertrauten Heiligtümer ein besonderes Verhältnis aufbauen können, sondern erfahren auch viele Anregungen durch die miterlebten Heilig- und Seligsprechungen der letzten Jahre und Jahrzehnte, vor allem während des Pontifikates von Papst Johannes Paul II. Für viele von uns konnten die entsprechenden Feiern in unserem Land zu einer neuen oder verstärkten Vertrautheit mit bestimmten Heiligen und Seligen führen: denken wir nur an die hl. Theresia Benedicta a Cruce – Edith Stein – oder an Adolf Kolping, dessen Grabstätte in der Minoritenkirche eine ganz neue

Bedeutung erlangt hat Die „Anrufung der Heiligen“ konnte so für uns im offiziellen wie im persönlichen Gebet eine gesteigerte Vertrautheit gewinnen.

#### e) *Einssein mit der Kirche*

Schließlich möchte ich auf einen Aspekt hinweisen, der im priesterlichen Alter nichts an Wichtigkeit verliert, im Gegenteil: es ist unser geistiges Einssein mit der konkreten Kirche. Vielleicht besser als junge Mitbrüder können wir ermessen, dass unser Priestersein wesentlich in der inneren Verbundenheit mit dem Bischof besteht. Manch einer mag versucht sein, in langer Erfahrung mit der „Bistumsleitung“ – ein schrecklicher und falscher Begriff! – berechtigt zu sehen, scheinbar ernüchtert die Abhängigkeit vom Bischof als eine menschlich-organisatorische Notwendigkeit anzusehen. Demgegenüber müssten wir gerade aus langer Erfahrung wissen, dass vor allem unser sakramentaler Dienst eine gnadenhafte Beziehung zum Bischof voraussetzt. Ein nicht häufig zitierter Text des 2. Vaticanums betont ja: „*In jedem Vollzug der Sakramente – so bezeugt es schon in der Urkirche der heilige Martyrer Ignatius – werden sie (die Priester) auf verschiedene Weise mit dem Bischof hierarchisch verbunden und machen ihn (so) in den einzelnen Gemeinschaften der Gläubigen gewissermaßen gegenwärtig.*“ (Priesterdekret 5)

Und was unsere Gemeinschaft mit dem Papst betrifft, so haben wir ja in unserer Zeit vieles erleben dürfen, was unseren geistlichen Vorfahren Jahrhunderte hindurch nicht geschenkt war! Eine persönliche Vertrautheit mit dem Nachfolger Petri konnte durch die Papstbesuche in Köln und nicht zuletzt auch durch die modernen Medienmöglichkeiten in bisher unvorstellbarer Weise entstehen. Man muss das sicher als ein Gnadengeschenk sehen, dass seit der letzten Papstwahl noch gesteigert wurde: Wir haben nun seit zweieinhalb Jahren einen Papst, den die jüngeren unter uns als Lehrer der Theologie erlebt haben und der sich der Kirche von Köln sehr verbunden fühlt!

In ganz anderer, nämlich oft nicht einfacher, Weise stellt sich für uns alte Priester die Beziehung zum Presbyterium dar, häufig im Bezug auf jüngere Mitbrüder, von denen wir aber konkret abhängig sind Hier möchte ich mit einem einzigen Schriftwort argumentieren: „*Soweit es an euch liegt, ...!*“ (Röm.12,18)

Um noch einmal auf die Möglichkeiten des seelsorglichen Wirkens zurückzukommen, möchte ich abschließend noch einmal den besonderen Vorzug betonen, der uns mit unserem Alter geschenkt ist: wir gehören zur Großelterngeneration – und damit haben wir gerade der Jugend gegenüber eine Position, die mir als Pfarrer einmal ein sechzehnjähriges Mädchen verdeutlichte: „Wissen Sie, Herr Pastor, meine Großmutter hat ja schrecklich veraltete Ansichten, aber was sie mir sagt, nehme ich mir doch sehr zu Herzen!“

Zum Schluss möchte ich versuchen, eine uns alle betreffende Gemeinsamkeit in unserer Selbsteinschätzung auszudrücken. So unterschiedlich die Bedingungen unseres Lebens im Alter sein mögen, jeder wird sicher im Blick auf sein Priesterleben, wie es bisher war, wie es jetzt ist und wie es in Zukunft sein wird, das Herrenwort an den hl. Paulus auf sich beziehen können: „*Es genügt dir meine Gnade, denn die Kraft kommt in der Schwachheit zur Vollendung.*“ (2 Kor 12,9)

#### **Anmerkung:**

- <sup>1</sup> Nach einem Vortrag vor alten Priestern am 8. Oktober 2007.
- <sup>2</sup> Bibellexikon, hrsg. von Herbert Haag, Einsiedeln 1968 – dort auch Angabe der einzelnen Bibelstellen.

# Damit das Salz nicht schal wird

## Reflexionen zum Pastoralgespräch „Das Salz im Norden“ des Erzbistums Hamburg

---

### 1. „Was soll ich dir tun?“

Seit der Gründung des Erzbistums Hamburg 1995 wurde über die Schwerpunktsetzung der Pastoral diskutiert. Schon vor der Gründung haben sich Gruppen gebildet, die Wünsche und Ideen für das neue Bistum formuliert haben. Die ersten Jahre waren dann allerdings vom Aufbau geprägt, sowie davon, Verbindungen zwischen Ost und West zu knüpfen, verschiedene Traditionen zu respektieren und miteinander in Kontakt zu bringen. Den ersten Versuch einer pastoralen Standortbestimmung versuchte die Pastorale Dienststelle des Erzbistums (d.i. das Seelsorgeamt) mit der Schrift *„Was soll ich dir tun?“ – Anregungen und Impulse zur Pastoral im Erzbistum Hamburg*.<sup>1</sup> Hier zeichneten sich erste Schwerpunkte ab, die auch Jahre später im Pastoralgespräch eine Rolle spielen sollten. Die als „Merksätze“ formulierten Leitlinien, hoben auf die Orte und Personen von Seelsorge sowie auf die notwendigen Wege ab. In Bezug auf die Orte wurde die Bedeutung der Pfarrgemeinde herausgestellt, ein Begriff, der mittlerweile differenzierter verwandt wird. Darauf kommen wir noch zurück. 1999 sah man in der Pfarrgemeinde den herausragenden Ort von Seelsorge. „Zur Pfarrgemeinde“, so die Autoren, „als primären Ort der Seelsorge gibt es in unserem Bistum keine Alternative. Pfarrgemeinden können Menschen kirchliche Heimat bieten und die seelsorgerlichen Grundvollzüge gewährleisten. Trotz aller Einschränkungen in finanzieller und personeller Hinsicht erweisen sich Pfarrgemeinden als die tragfähigste Struktur; in ihnen

geschieht maßgeblich Seelsorge vor Ort und nahe bei den Menschen. Dementsprechend kommt der Seelsorge in den Pfarrgemeinden die größte Bedeutung zu und ist bei den pastoralen Handlungsmöglichkeiten im Bistum zu gewichten. [...] Pastorale und verwaltungsmäßige Strukturen sind daraufhin zu ordnen.“<sup>2</sup> Es wird im weiteren Verlauf aufzuzeigen sein, inwieweit sich diese Forderungen im Pastoralgespräch, nur fünf Jahre später, wieder finden.

Unter der Überschrift „Personen der Seelsorge“ wurden zuallererst Freiwillige und Ehrenamtliche genannt. Ihre Gewinnung und Unterstützung sei eine „vorrangige Aufgabe aller hauptberuflichen Dienste“<sup>3</sup>. Kurz und prägnant: „Das Hauptamt ist für das Ehrenamt da und nicht die Freiwilligen für die Hauptamtlichen“. Daraus folgert das Papier eine konsequente Ausbildung von Ehrenamtlichen, um sie für die Aufgaben in der Kirche adäquat vorzubereiten. Diese Ausrichtung steht in der Kontinuität einer konsequenten Arbeit im Freiwilligen im Erzbistum Hamburg, zu denen als weitere Höhepunkte die Einrichtung des Freiwilligenzentrums am Domplatz<sup>4</sup> und - in jüngster Zeit – die Formulierung einer Rahmenordnung für das Ehrenamt durch den Diözesanpastoralrat gehören. Eng verbunden damit ist die Qualifizierung Hauptamtlicher, um hier die Teamfähigkeit, die Kommunikation und die Bereitschaft zur Vernetzung mit anderen Teilsystemen innerhalb und außerhalb des Bistums sicherzustellen. Mutig und voraus schauend mutet die Forderung an, sich zusätzlicher Kompetenzen außerhalb des innenkirchlichen Dunstkreises zu bedienen. Im Kontakt mit Organisationsberatern in Aufbau und Durchführung des Pastoralgesprächs wurde dieser Anregung Rechnung getragen.

Wege der Seelsorge sind nach den Autoren von „Was soll ich dir tun?“ die Liturgie, die Diakonie, die Koinonia und die Evangelisierung – die klassischen Grundvollzüge. Allerdings wurde eine klare Option zugunsten von vier Grunddimensionen getroffen,

die bekannten drei um die Koinonia erweitert. Auch hier ist eine Kontinuität festzustellen, die sich im Pastoralgespräch weitertragen wird und auch in der Zukunft des Erzbistums Hamburg angesichts der immensen Fläche und der Diaspora- bzw. Säkularsituation eine gewichtige Rolle spielen muss. „Die Bildung kleiner Gruppen und Kreise, in denen Leben und Glauben geteilt werden kann, bietet die Chance, einen Ausweg aus der Vereinzelung zu finden.“<sup>5</sup> Insofern die Zahlen der Katholiken rückgängig sind, die verbliebenen gleichzeitig oft weit verstreut leben (insbesondere im Bistumsteil Mecklenburg), ist es unumgänglich, Formen der Vergemeinschaftung zu schaffen, in denen Christsein lebbar ist, und zwar innerhalb der Gemeinde wie im Dialog mit der Gesellschaft. Unter Koinonia wurde im genannten Zusammenhang nicht der Rückzug an den warmen Ofen verstanden, sondern eine dialogische und solidarische Gemeinde. Koinonia benennt, nach Ulrich Kuhnke, „die fundamentale Grundstruktur gemeindlicher Kommunikation, in der Gott als die rettende Wirklichkeit erfahren wird und sich die Gemeinde durch diese transzendente Erfahrung als kollektives Subjekt konstituiert“<sup>6</sup>. Sie ist ob ihrer Katholizität mit anderen Gemeinden bzw. der universalen Kirche verbunden und hat gleichzeitig die solidarische Verantwortung für ihre Umwelt. Die Grundvollzüge sind nicht aufgehoben. Die Option zur Vergemeinschaftung berücksichtigt die Beziehung im Nahbereich, fördert aber nicht der Exklusivität und die Selbstreferenz. Dazu nochmals Ulrich Kuhnke: „Die Erfahrung gelebter Koinonia darf nicht dazu verleiten, die Kirche als Ganze primärgruppenhaft organisieren zu wollen; vielmehr sollte die institutionelle Verankerung des kirchlichen Subsystems in den lebensweltlichen Strukturen der Gemeinden produktiv für eine Transformation des Subsystems genutzt werden. Dabei bildet die Koinonia-Option der Basisgruppen das Transformationsprinzip der kirchlichen Struktur. Der Institution käme umgekehrt die Aufgabe zu, die strukturellen Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass der

Zusammenhalt der Gemeinden nicht verloren geht und sie in der geschichtlichen Kontinuität zu ihrem Anfang bewahrt bleiben. Somit nähme die kirchliche Institution ebenfalls eine genuin koinonische Funktion wahr.“<sup>7</sup>

Die Diskussionen um den Wert der Koinonia im Erzbistum wurden in einer Projektgruppe geführt, im Bistum wurde begonnen, Möglichkeiten der pastoralen Gestaltung in der Fläche zu eruieren<sup>8</sup>, in weiteren Projektgruppen die Fragen nach der ehrenamtlichen Arbeit<sup>9</sup> und den Chancen der Verkündigung behandelt.

Durch die vorhergegangene Erläuterung wird deutlich, dass sich bereits im Vorlauf des Pastoralgesprächs Priorisierungen ergeben haben, die im Pastoralgespräch weiter entfaltet wurden. Das Pastoralgespräch ist deswegen als konsequente Weiterentwicklung und Profilierung von Themen zu sehen, die bereits im Bistum diskutiert wurden und in seiner Struktur und Situation angelegt sind.

## **2. Das Salz im Norden**

Mit dem Wechsel in der Leitung des Erzbistums kam die Frage nach einem pastoralen Prozess auf. Mittlerweile hatte es in vielen deutschen Diözesen derartige Veranstaltungen gegeben, zum Beispiel so genannte Zukunftsgespräche in Osnabrück oder Magdeburg. Im Vorwege wurden einige Rahmenbedingungen gesetzt. So sollte eine möglichst breite Beteiligung erreicht werden, im Vordergrund sollte das Gespräch stehen und nicht die Publikation dicker Folianten mit guten Vorsätzen. Die zentralen Fragen formulierte der neue Hamburger Erzbischof Dr. Werner Thissen in seinem Fastenhirtenbrief 2004, der als Initialzündung zum Pastoralgespräch gelten sollte. „Wie kommt das Evangelium im dritten Jahrtausend hier im Norden zu den Menschen, und zwar zu allen Menschen. Auch zu denen, die selten eine Kirche betreten. Auch

zu denen, die von uns enttäuscht sind. Auch zu denen, die noch nicht getauft sind.“<sup>10</sup> Mit diesem missionarisch-dialogischen Anspruch war die Namensgebung des Prozesses verbunden, das „Salz im Norden“ sollte zum Ausdruck bringen, wie sich die katholische Kirche in Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg verstand, nämlich als originärer Beitrag in der Gesellschaft, der Würze und Substanz verleihen wollte.

Ein weiteres Ziel, das nach Innen, in das Bistum hinein formuliert war, sollte Stärke und Selbstbewusstsein bringen. Die Diasporasituation prägt den Glauben der Menschen, ihre Gefahren sind Rückzug und oft auch Larmoyanz, die sich aus der Vereinzelung und Minderheitskomplexen ergeben und die das Erleben gemeinschaftlichen Glaubens erschwert. Die „Freude am Glauben“ zu vermitteln war ein explizites Anliegen des Erzbischofs. „Die Freude am Glauben soll wachsen. Diese Freude wollen wir mit möglichst vielen Menschen teilen. Auch mit denen, die zurzeit unserem Glauben noch fremd oder ablehnend gegenüberstehen. Und ich möchte, dass wir auch in schwerer werdenden Zeiten gut zusammenhalten und die Weichen für die Zukunft gemeinsam stellen.“<sup>11</sup>

Erschwert wurde der Start des Pastoralgesprächs durch die gleichzeitig bekannt gewordene finanzielle Notlage des Erzbistums. Neben der pastoralen Orientierung mussten Mittel und Wege gefunden werden, die Finanzen zu konsolidieren. Zu diesem Zwecke wurden, zunächst unabhängig vom Pastoralgespräch, drei Arbeitsgruppen gegründet, die Strukturen und Finanzierung der Gemeinden, des Personals und der Verwaltung überprüfen und gegebenenfalls anpassen sollten. Die Wellen, die die Konsolidierung schlug, waren hoch, und im weiteren Verlauf des pastoralen Prozesses sollten sie Einfluss auf Inhalte und Gestaltung nehmen.

### 3. Ein Projektplan

Zunächst einmal wurde 2004 ein Projektplan vorgelegt.<sup>12</sup> Die Präambel nahm bereits Rücksicht auf den Kontext, wies auf knappe Finanzmittel und anhaltenden Personalnotstand hin. Diese sollten jedoch als „Handlungsgrundlage akzeptiert und als Chance der Erneuerung verstanden“<sup>13</sup> werden. Gefordert war, im Dialog Leitlinien der Pastoral zu entwickeln, die die „Richtung der zukünftigen Entwicklung des Bistums und seiner verschiedenen Organisationen“<sup>14</sup> definieren, unter dem „Primat der Pastoral“<sup>15</sup>. Letztgenanntes Wort sollte zu einem Schlagwort des Prozesses werden, das sich bis heute durchsetzt, wenn es um die Gestaltung der Organisation gehen soll.

Der Prozess sollte als Gespräch durchgeführt werden, um die Beteiligung möglichst vieler zu ermöglichen. Auftraggeber waren der Erzbischof und die Räte, Auftragnehmer die Gemeinden, Einrichtungen, Gruppen und Verbände des Erzbistums Hamburg.

Ergebnisziele waren, den „einmaligen und unverzichtbaren Beitrag des Erzbistums für die Menschen und ihr Zusammenleben in Gesellschaft und Welt“ zu verdeutlichen, die „langfristigen Ziele des Erzbistums in der Zeit des Umbruchs zu klären“, die „strukturellen, personellen und finanziellen Voraussetzungen“ zu benennen, sowie das Leben und die Praxis im Erzbistum substantiell zu verändern.<sup>16</sup> In allem sollte gelten, dass mit dem Pastoralgespräch die Identität des Erzbistums gestärkt werden soll.

Die Chronologie sah vor, im Jahr 2004 einen Dialog durchzuführen. In die Pfarreien wurden Gesprächsbögen gesandt, die dort in Gruppen oder von Einzelpersonen beantwortet werden konnten. Die immerhin gut 8.000 Rückantworten wurden geclustert und Schwerpunkte heraus gearbeitet. Die Schwerpunkte wurden zunächst in einem Optionenpapier verarbeitet, das auf einem Bistumstag mit Vertreterinnen und Vertretern aus der ganzen Diözese vorgelegt

und zur Diskussion gestellt wurde. In einem zweiten Schritt wurden aus den Optionen und den Rückmeldungen Leitsätze formuliert, die als Grundlage für Handlungsschritte und Programme in den Gemeinden und Einrichtungen dienen sollte.

Handlungsschritte sollten von den Gemeinden überlegt im Sinne einer pastoralen Zielsetzung werden (s.u.), Programme waren von Unterstützungssystemen zu formulieren dergestalt, wie sie, ableitbar aus den Leitsätzen, ihre Dienstfunktion auszurichten gedachten. Die Ergebnisse wurden abschließend auf einem weiteren – dem nun dritten – Bistumstag vorgestellt.<sup>17</sup> Die Zeit der Umsetzung lag nun außerhalb des eigentlichen Prozesses (ein Beispiel ist die Erstellung einer Rahmenordnung für Ehrenamtliche durch den Diözesanpastoralrat Hamburg sowie die Einsetzung einer Gruppe, die an einem Berufsbild des Pfarrers arbeitet), der Ende 2007 in einer Veranstaltung der Räte abgeschlossen wurde.

Die Prozessteuerung lag über den gesamten Zeitraum bei der Steuergruppe, einer Gruppe hauptamtlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Geleitet wurde der Prozess durch den Leitungskreis. Das leitend beratende Gremium des Erzbischofs setzte sich aus Vertreterinnen und Vertreter der bis­tumsrelevanten Gruppen zusammen.

#### 4. Die Leitsätze<sup>18</sup>

Ein zentrales Ergebnis des Pastoralgespräches waren die Leitsätze, die, nach Aussage des Hamburger Erzbischofs Thissen, „Wegweiser“ der Pastoral sein sollen. Es sind dies im Einzelnen:

- Unsere Kirche im Norden hat viele Chancen
- Unsere Kirche im Norden ist missionarisch.
- Unsere Kirche im Norden ändert die Rahmenbedingungen für die Pastoral.

- Unsere Kirche im Norden versammelt sich in lebendigen Pfarreien, Gemeinden und fremdsprachigen Missionen.
- Unsere Kirche im Norden braucht viele Handelnde.
- Unsere Kirche im Norden pflegt eine offene und faire Kommunikation.
- Unsere Kirche ist Salz im Norden.

Zu jedem Leitsatz wurden Entfaltungen und Konkretionen ausgearbeitet. Sie hatten entweder deklaratorischen Charakter (Unsere Kirche hat Chancen, Unsere Kirche ist missionarisch) oder aber zielten auf ausgeprägte Veränderungen ab (Änderung der Rahmenbedingungen, Lebendige Gemeinden, viele Handelnde) sowie Selbstverpflichtungen (offene Kommunikation, Salz im Norden).

Mit den ersten beiden Leitsätzen war grundlegend festgestellt, dass sich die katholische Kirche in der norddeutschen Diaspora nicht zu verstecken brauchte, sondern konsequent zu ihrer Botschaft, ihrer Tradition und ihrer Geschichte stehen konnte und aus dieser Perspektive auf andere, Suchende, zugehen konnte. „Wir wollen wachsen!“<sup>19</sup> Die Aussage ist eindeutig und bezieht in der aktuellen Diskussion um das Wesen der Mission eine eindeutige Position. Unter dem Leitsatz einer missionarischen Kirche findet sich auch der Hinweis auf die besonders anzusprechende Gruppe der 25- bis 45-Jährigen, worauf weiter unten noch zurückzukommen sein wird.

Die zweite Gruppe der Leitsätze zielte auf Veränderungen in den Organisationsprozessen des Bistums ab. Die Bedeutung „lebendiger Gemeinden“ wird betont, ebenso die Berücksichtigung der Rahmenbedingungen und die Verknüpfung der Gemeindepastoral mit der Caritas. Letztgenannter Punkt ist ein Ergebnis der von den caritativen Einrichtungen bearbeiteten Fragebögen die allesamt eine stärkere Verbindung mit der pastoralen Arbeit einforderten. Des Weiteren beschreibt dieser Punkt eine Differenzierung zwischen Pfarreien und Gemeinden (entgegen der bisher üblichen

Sprachregelungen von den „Pfarrgemeinden“). Wenn von vielen Handelnden die Rede ist, so ist eine Priorisierung ehrenamtlichen Handelns angesprochen, verknüpft mit einer Veränderung der hauptamtlichen Rollen. Auch diese Punkte werden weiter unten noch ausführlicher erläutert werden.

Die letzten beiden Leitsätze stellen eine Art der Selbstverpflichtung dar. Das Erzbistum Hamburg möchte nach außen und innen transparent arbeiten, das gilt für die Kommunikation im System Erzbistum genauso, wie für die Kommunikation mit der Umwelt. Nicht zuletzt ist insbesondere der letzte Leitsatz als Aufruf zu einer selbstbewussten und offensiven Pressearbeit in der Diözese und den Pfarreien und Einrichtungen zu betrachten.

## **5. Schwerpunkte: Ehrenamt, Fläche und 25- bis 45-Jährige**

Aus der Rückschau eines Beteiligten seien drei Schwerpunkte aus den Inhalten der Leitsätze, zugegeben subjektiv benannt. Sie wurden hier ausgewählt, weil sie in der Kontinuität der Arbeit im Bistum stehen und sie haben eine herausragende Funktion in der Beantwortung der Fragebögen gespielt.

### *Ehrenamt*

Dass der Förderung des Ehrenamtes und der Freiwilligendienste schon seit längerer Zeit im Erzbistum Hamburg eine besondere Rolle zukam, haben wir oben bereits angesprochen. Die Ergebnisse der Fragebögen zum Pastoralgespräch haben diesen Kurs bestätigt. Viele Ehrenamtliche erklärten sich bereit, in Zukunft mehr Aufgaben in der Kirche zu übernehmen. Allerdings war diese Bereitschaft verbunden mit der Bitte um größtmögliche Kompetenzzuschreibung, Qualifizierungen für die zu übernehmenden Aufgaben und einer deutlichen Wertung des Ehrenamtes (zum Beispiel durch Auslagen-erstattung).

Die Leitsätze haben diese Bereitschaft aufgegriffen. Sie fordern dazu auf, eine Kultur des Ehrenamtes zu fördern und konkretisieren, dass Erzbistum werde verstärkt Fortbildungen für Ehrenamtliche anbieten, Auslagen erstatten, den Informationsfluss über bistumsinterne Angelegenheiten transparent gestalten und Beteiligung sicherstellen, innovative Modelle und Projekte fördern sowie in einer Rahmenordnung Standards ehrenamtliche Engagements festlegen.<sup>20</sup> Letzterer Aufgabe, die viele der vorher genannten impliziert, hat sich der Diözesanpastoralrat angenommen und einen Rahmenplan vorgelegt.

Natürlich hat die Förderung des Ehrenamtes Auswirkungen auf die Gestaltung der Arbeit und die Rolle der Hauptamtlichen. Dies soll, nach Aussage der Leitsätze, „dadurch geschehen, dass Priester, Diakone und Laien im pastoralen Dienst mehr als bisher gemeindliche Prozesse entwickeln, begleiten und moderieren; Priester, Diakone und Laien in der Wahrnehmung ihrer Leitung bzw. Mitwirkung an der Leitung auf Beteiligung, Mitsprache, Delegation und Transparenz achten; Kooperation und gemeinsame Arbeit in einem Team von Haupt- und Ehrenamtlichen selbstverständlich wird; ehrenamtlich tätige Gläubige zukünftig mehr und neue Aufgaben wahrnehmen, die eine Mitwirkung am Dienst der Leitung betreffen [und] dafür die Entscheidungskompetenzen und Befugnisse für die Praxis geklärt werden“<sup>21</sup>.

### *Präsenz in der Fläche*

Beeindruckend in der Durchführung des Pastoralgesprächs war die Erfahrung, dass der gleichzeitig durchgeführte Konsolidierungsprozess deutliche Auswirkungen auf das Gespräch hatte und – im Ernstnehmen des Primats der Pastoral – Korrekturen in der Konsolidierung über das Pastoralgespräch erreicht wurden. Im Rahmen der Strukturdiskussionen (unter anderem in der oben genannten Arbeitsgruppe) wurde, wie in anderen Diözesen Deutschlands auch, eine Zusammenlegung von Pfarreien disku-

tiert. Dies hätte notwendigerweise an manchen Stellen eine Zentralisierung der Pastoral bedeutet. Die Rückmeldung aus den Gemeinden war jedoch eindeutig: Die Kirche sollte im Dorf bleiben. Die Pfarreien und Gemeinden wurden als Teil Lebensraum wahrgenommen, ja nicht zuletzt stellen sie auch Heimat für viele Menschen dar. Dies galt und gilt insbesondere für die Pfarreien und Gemeinden, die nach dem Zweiten Weltkrieg durch das Engagement vieler Flüchtlinge und Vertriebenen entstanden sind; oftmals wurden sogar die Kirchengebäude mit eigener Hand gebaut. Eine Aufgabe des Standortes oder gar ein Abriss des Gebäudes wäre für diese Menschen, die heutige Rentnergeneration, wie eine zweite Vertreibung gewesen. So hätte man nach Oppeln und Hirschberg auch noch Marne oder Reinfeld verloren. Dass es zu Frakturen gekommen ist, konnte in der Folgezeit nicht verhindert werden, natürlich hat es auch schmerzliche Schließungsprozesse gegeben. Aber in der Grundrichtung wurde doch, nicht zuletzt aufgrund der Rückmeldungen aus dem Pastoralgespräch, ein Votum für die Präsenz in der Fläche ausgegeben. Im Dezember 2004 wurden durch Dekret 83 Pfarreien geschaffen, gleichzeitig wurde definitorisch die Differenzierung von Pfarreien und Gemeinden verfügt, um dem Wunsch nach der „Kirche am Ort“ nachzukommen. „Damit wird eine stabile Struktur geschaffen, die den personellen und finanziellen Möglichkeiten entspricht. Zugleich bleibt die Aufgabe, dass es in den territorial neu umschriebenen Pfarreien Gemeinden gibt, die sich an primären Lebenszusammenhängen orientieren. Pfarreien sollen alles tun, damit Kirchen, in denen gebetet wird, erhalten bleiben.“<sup>22</sup>

### *25- bis 45-Jährige*

Bei der Auswertung der Fragebögen fiel auf, dass hauptsächlich Menschen jenseits der Fünfzig geantwortet haben, dazu eine Reihe Jugendlicher. Die 25- bis 45-Jährige als besondere Gruppen in den Leitsätzen zu

definieren ergab sich daher nicht aus einer expliziten Forderung, sondern aus einer auffälligen Abwesenheit. Hier scheint, so die Folgerung in Steuer- und Leitungskreis, ein Defizit in der kirchlichen Ansprache zu liegen. Aus dieser Erkenntnis entwickelte sich ein Schwerpunkt, der in den Leitsätzen beschrieben wurde. Man wolle sich im Bistum mit den persönlichen und beruflichen Lebenswelten auseinandersetzen und auf diese einstellen. Dies soll geschehen, indem Themen, die diese Altersgruppe(n) beschäftigen, in die Verkündigung aufgenommen werden, indem der Mobilität der Berufstätigen Rechnung getragen wird und indem sich die Kirche stärker in den öffentlichen Diskurs über Familie, Arbeit und soziale Sicherung einbringt.<sup>23</sup>

## **6. Die Umsetzung in den Pfarreien und Gemeinden**

Auf der diözesanen Ebene und ihren Einrichtungen wurde vor dem Hintergrund der Leitsätze die bereits oben erwähnte Programmatik erstellt. Die Gemeinden ihrerseits wurden aufgefordert, Handlungsschritte und Schwerpunkte ihrer pastoralen Arbeit zu planen und diese dem Erzbischof mitzuteilen. Zur Unterstützung der Maßnahme wurde eine Arbeitshilfe erstellt.<sup>24</sup> Sie bestand aus einer „Anleitung“, wie Handlungsschritte Gemeinden geplant werden können, sowie aus konkreten Modellen, die sich in der Diözese schon zu diesem Zeitpunkt zu den genannten Leitsätzen fanden (z.B. religionspädagogische Arbeit in einer Kindertagesstätte, ein Speisesaal für Obdachlose, christlich-muslimisches Friedensgebet, oder die KielerKinoKirche).

Eine besondere Entfaltung wurde anhand des ersten Leitsatzes vorgenommen. Chancen zu haben drängt dazu, Chancen zu nutzen. Als Handlungsmöglichkeit wurde daher ein Schema angeboten, eine pastorale Konzeption in der Gemeinde überhaupt zu entwickeln. Anleihen wurden aus der Organisationsentwicklung genommen. Dazu gehö-

ren Abläufe der Zielformulierung, die Ordnung von Strukturen und die Überprüfung (Evaluation). Den Pfarreien und Gemeinden wurde auf diese Weise ein Hilfsmittel zur Verfügung gestellt, in einer Zeit der „neuen Unübersichtlichkeit“ (Jürgen Habermas) in der Gesellschaft, angesichts komplexer Strukturen und Entwicklungen gut zu arbeiten und die Botschaft zeitgemäß zu verkünden. *„Die Kinder dieser Welt sind im Umgang mit ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichts“* (Lk 16,8). Von den „Kindern der Welt“ zu lernen bedeutet, in der Pastoral Wege zu nutzen, die erprobt sind und in denen die Umwelt geübt ist. Eine pastorale Konzeptionierung, wie sie in der Arbeits-hilfe präsentiert wurde, bedient sich der Pfade, die in Organisationsentwicklung und Verwaltung erprobt wurden, um sie in den Dienst des Evangeliums zu stellen.<sup>25</sup>

Eine Mehrzahl der Gemeinden beteiligte sich an den Handlungsschritten. Die Ergebnisse wurden auf einem letzten Bistumstag gegenseitig vorgestellt.

## **7. Ein erstes Fazit: Der Prozess geht weiter**

Wie ist nun das Pastoralgespräch „Salz im Norden“ in der Reflexion zu bewerten? Zunächst einmal ist festzustellen, dass sich ein Großteil der Einrichtungen, Gruppen und Pfarreien in der Diözese beteiligt hat und insbesondere die Laien vor Ort engagiert mitgemacht haben. Der Prozess war durchdacht und geplant, auch unter Zuhilfenahme organisationsentwicklerischer Kompetenz, wie das bereits in dem Papier von 1999 gefordert wurde. Es gab einen klaren Prozessplan, sowie eindeutige Prozess- und Ergebnisziele. Bis zuletzt wurde die Struktur strikt durchgehalten, jeder einzelne Schritt im Leitungskreis rückgekoppelt. Es gab angeregte und teilweise auch erregte Diskussionen, die offene Fragestellung aufgezeigt und notwendigen Korrekturbedarf dargelegt haben. Gelitten hat der Prozess

zugegebener Maßen durch den gleichzeitig laufenden Konsolidierungsprozess, obwohl wiederholt darauf hingewiesen wurde, dass hier nicht eine „pastorale Soße“ zu finanziellen Einschnitten erfolgen soll, sondern dass beide Prozesse als für die Erzdiözese notwendig und darum synchronisiert verstanden werden müssen. Wichtig war in diesem Zusammenhang zu sehen, dass das starke Votum der Gemeinden für die Präsenz in der Fläche Eingang in die Leitsätze und in die Ergebnisse der Konsolidierung gefunden hat. Auf verschiedenen Ebenen wird im Bistum diskutiert, wie die Präsenz in der Fläche gewährleistet werden kann, Anleihen werden genommen bei den Modellen der „Small Christian Communities“, den Impulsen aus Frankreich (z.B. aus der Diözese Poitiers) und aus den eigenen Erfahrungen in und mit der Diaspora.

Das Pastoralgespräch wurde als Chance gesehen, sich der Realität zu stellen und sie aktiv anzugehen. Gerade nach Abschluss des eigentlichen Prozesses werden in vielen Zusammenhängen die Leitsätze zitiert, um das pastorale Handeln zurechtfertigen. Die Handlungsschritte wurden nicht nur formuliert, sondern werden nun auch *cum grano salis* in den Gemeinden umgesetzt.

Der geforderten Rollenklärung hat sich ein so genanntes „Pfarrergremium“ angenommen, das sich über die Veränderungen des priesterlichen Berufsbildes Gedanken macht und die Ergebnisse der Überlegungen in die weitere Gestaltung des Bistums einspeisen wird. Die Fortbildung der Hauptamtlichen berücksichtigt bei der Planung ihrer Angebote die Veränderungen und begleitet sie behutsam.

Sicherlich hat das Pastoralgespräch mit seinem Aufruf zur Mission, zur Wahrnehmung der Lebenswelten, auch zur Rezeption der Sinus-Kirchenstudie im Erzbistum Hamburg beigetragen, deren Ergebnisse in den Gemeinden und Dekanaten diskutiert wird. Das Bemühen, die Lebenswelten der Menschen kennen zu lernen und pastorale

Wege zu beschreiten, die bisher unbekannt waren, ist allerorten zu beobachten.

Demel, Heinz und Pöpperl urteilen, dass mit dem Hamburger Pastoralgespräch eine ambitionierte Aufgabe angegangen wurde, nämlich in „knapp drei Jahren für das Erzbistum ein Pastorkonzept zu erarbeiten und zu verabschieden, das sowohl dem Primat der Pastoral als auch den personellen und finanziellen Ressourcen gerecht wird.“ Ob mit dem Pastoralgespräch nun ein abschließendes Pastorkonzept erarbeitet wurde, muss an dieser Stelle offen bleiben. Die Frage kann vermutlich erst in der Rückschau in einigen Jahren abschließend geklärt werden. Der Prozess war dialogisch angelegt und führt daher notwendigerweise dialogisch (und darin dynamisch) weiter. Durch die Leitsätze wurden Wegweiser und Markierungen gezeichnet. In der Rückschau wird zu beobachten sein, ob es mit diesen Mitteln gelungen ist, eine pastorale Konzeption des Bistums sich entwickeln zu lassen, die den Anforderungen der Zeit und der Botschaft gerecht wird.

Manfred Nielen (Hg.): Gott nahe sein. Leben und Glauben im Erzbistum Hamburg. Hamburg 2002, 52–55.

- <sup>9</sup> Vgl. Gabriele Glandorf-Strotmann: Ehrenamt, in: Ebd., 46–50.
- <sup>10</sup> Brief von Erzbischof Dr. Werner Thissen an die Katholiken im Erzbistum Hamburg, in: Das Salz im Norden. Pastoralgespräch im Erzbistum Hamburg. Hamburg 2004, III–VI, III.
- <sup>11</sup> Ebd. IV.
- <sup>12</sup> Vgl. ebd. VIIIff.
- <sup>13</sup> Ebd. VII.
- <sup>14</sup> Ebd.
- <sup>15</sup> Ebd.
- <sup>16</sup> Vgl. ebd. IX.
- <sup>17</sup> Zur Vergewisserung des Fortganges fand zwi-schendurch ein Bistumstag in den jeweiligen Bistumsregionen dezentral statt.
- <sup>18</sup> Erzbischöfliches Generalvikariat Hamburg (Hg.): Das Salz im Norden. Leitsätze. Hamburg 2005.
- <sup>19</sup> Ebd. 2.
- <sup>20</sup> Vgl. ebd. 8.
- <sup>21</sup> Ebd.
- <sup>22</sup> Ebd. 6.
- <sup>23</sup> Vgl. ebd. 4.
- <sup>24</sup> Vgl. Erzbischöfliches Generalvikariat Hamburg (Hg.): Das Salz im Norden. Arbeitshilfe für Handlungsschritte. Hamburg o.J. Die Arbeitshilfe kann für Interessierte bestellt werden in der Pastoralen Dienststelle des Erzbistums Hamburg, Telefon 040/24877334 oder unter [pastoral@erzbistum-hamburg.de](mailto:pastoral@erzbistum-hamburg.de)
- <sup>25</sup> Vgl. ebd.
- <sup>26</sup> Sabine Demel/Hanspeter Heinz/Christian Pöpperl: „Löscht den Geist nicht aus“. Synodale Prozesse in den deutschen Diözesen. Freiburg i. Br. 2005, 110.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Hamburg 1999.
- <sup>2</sup> Ebd. 10.
- <sup>3</sup> Ebd. 26.
- <sup>4</sup> Vgl. Damit Engagement wächst. 10 Jahre Freiwilligen Zentrum Hamburg 1997–2007. Hamburg 2007.
- <sup>5</sup> Ebd. 40.
- <sup>6</sup> Ulrich Kuhnke: Koinonia. Zur theologischen Rekonstruktion der Identität christlicher Gemeinde. Düsseldorf 1992, 312.
- <sup>7</sup> Ebd. 321.
- <sup>8</sup> Vgl. Martin Lätzel: Leben in „kleinen“ Gemeinschaften, in: Franz-Peter Spiza/Martin Lätzel/

# Noch zeitgemäß?

## Zur Bedeutung des konfessionellen Religionsunterrichts in der Schule

---

Man kann es drehen und wenden wie man will: die Gottesfrage ist und bleibt die entscheidende Frage des Lebens: Gibt es einen Gott oder gibt es keinen Gott? Worauf läuft das Leben hin: Ist der Tod die letzte Wirklichkeit oder gibt es ein Leben in der Ewigkeit?

Angesichts dieser Frage steht jeder Mensch vor einer Glaubensentscheidung. Es gibt keine ungläubigen Menschen: der eine glaubt, dass es Gott gibt, der andere glaubt, dass es keinen Gott gibt.

Von der Beantwortung dieser Frage hängen letztlich alle konkreten Entscheidungen des Lebens ab, denn in der Beantwortung der Gottesfrage liegt auch die Beantwortung der Frage nach dem Ziel des menschlichen Lebens, nach der Frage, worauf alles hinläuft. Von diesem Ziel aber leiten sich dann konsequenterweise die Werte des Lebens und die konkreten Handlungsentscheidungen ab.

Damit ist die religiöse Frage die entscheidende Frage des Lebens. Damit ist aber auch die religiöse Bildung Kernstück menschlicher Bildung. Sie zu vernachlässigen bedeutet eine Verkrüppelung des Menschen.

Die religiöse Frage zu entscheiden, kann aber nicht Aufgabe und Möglichkeit des demokratischen Staates sein, wenn er nicht zu einem totalitären Staatsgebilde degenerieren will. Diese so zentrale Glaubensfrage ist nur vom Menschen in seiner Freiheit zu beantworten. Deshalb ist der freiheitliche und demokratische Rechtsstaat religiös und weltanschaulich neutral und identifiziert sich mit keiner Religion oder Weltan-

schauung, auch nicht mit dem Atheismus. Die religiöse Neutralität unseres Staates aber dient der Verwirklichung der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Bürgerinnen und Bürger (Artikel 4 GG). Sie ist also eine Förderung der Religion und der Religionsgemeinschaften, die religiöse Antworten verkörpern, und bedeutet keineswegs eine uninteressierte Gleichgültigkeit in dieser Frage. Als religiös-weltanschauliche neutraler Staat muss der Staat auf dem Hintergrund dieses Verständnisses der Religionsfreiheit auch die religiöse Bildung stützen und fördern, um den Menschen eine bewusste verantwortliche Meinung dieser für ihn so zentral bedeutsamen Gottesfrage zu ermöglichen.

Aus diesem Grund gehört auch der Religionsunterricht in den zentralen Fächerkatalog der Schulen, die eine ganzheitliche und umfassende Bildung der jungen Menschen erstreben. Dabei lässt der Staat den Glaubensgemeinschaften die inhaltliche Verantwortung in diesem für die Entfaltung des menschlichen Lebens so zentralem Fach Religion, sofern ihre religiösen Lehren und Praktiken nicht im Widerspruch zu den Grundwerten der Verfassung stehen. Wenn der Staat selber die Schülerinnen und Schüler in eine Glaubensentscheidung einführen würde, würde er seine religiöse, weltanschauliche Neutralität aufgeben. Er könnte allenfalls ein paar Informationen über Religion weitergeben, was aber nicht hinreichend wäre im Hinblick auf die für die Entfaltung des Menschseins so wichtige, ganzheitlich-religiöse Bildung. Religionsunterricht in dieser bildungsbeschränkten Weise wäre allenfalls etwas Ähnliches wie Religionswissenschaft, hätte aber nie die Tiefe und Weite einer kirchlich gebundenen Theologie.

Außerdem verlangt die religiös weltanschauliche Neutralität des Staates konkret auch den Respekt vor der wesentlich sozialen Dimension des christlichen Glaubens und der Untrennbarkeit des christlichen Glaubens von der Gemeinschaft der Kirche. Es gibt keinen christlichen Glauben und

folglich keine Hinführung zu diesem ohne die kirchliche Gemeinschaft.

Konfessioneller Religionsunterricht ist also eine Konkretisierung der Religionsfreiheit im Bildungsprozess der Kinder im Rahmen der Institution Schule. Konfessioneller Religionsunterricht ist daher praktizierte Religionsfreiheit.

Nur von einem solchen eingenommenen und vertretenen Standpunkt des Glaubens her ist im Übrigen auch ein wirklicher ökumenischer und interreligiöser Dialog möglich, der einen Standpunkt voraussetzt. Von solch einem religiösen Standpunkt aus ist auch eine vernunftmäßige Durchdringung des Lebens, des Glaubens und des Kosmos selbst in jenen Dimensionen möglich, die andere Fächer von ihrem weltanschaulich neutralen Standpunkt aus nicht erreichen. Auch deshalb gehört der konfessionelle Religionsunterricht zentral in den Kanon schulischer Bildung.

---

# Leserbrief

---

**Zu Eberhard Kügler, Sinus, aha.  
(Heft 09/2008, S. 265–268)**

Herzerfrischend, sehr geehrter Herr Kügler, besonders der erste Teil Ihres Beitrages im *Pastoralblatt* zum 1. September 2008, das mir der Postbote bereits heute, am Samstag, den 30. August, zustellte. Das schöne Spätsommerwetter macht Lust auf ein paar spontane Anmerkungen.

Ja, ja, wer in unserer allumfassenden Kirche versteht schon die Sprachen („...Sorgen und Nöte...“) der Menschen von heute?

Dass die Exponenten des kirchlich traditionellen Hochkultur-Milieus ihre liebe Schwierigkeit mit der Wertschätzung des „Das Leben des Jesus“ von Gerhard Haderer haben, ist nachvollziehbar und vielleicht gar nicht soooo „schlimm“. Denn das verbindet (!) sie mit den meisten Jugendlichen von heute (ganz gleich in welchem Milieu diese gerade *surfen*), denen die Namen Lennon, Joplin und Hendrix... ebenfalls nichts bedeuten. Und das ist doch schon mal was, oder?

Allerdings ist's schon bemerkenswert, dass die gleichen Exponenten (Exponentinnen sind es ja eher nicht!) auch innerhalb des eigenen Milieus Verständigungsschwierigkeiten zu haben scheinen. Wer hat schon Karl Rahner verstanden, als er 1972 (also vor 36 – in Worten: sechsunddreißig!!! Jahren) in seinem Büchlein „Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance“ eine m.E. messerscharfe Situationsanalyse der Katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland zeichnete und entsprechende Perspektiven entwickelte?

Manchmal habe ich das Gefühl, dass der Stand der Erkenntnisse (inhaltlich) seitdem nicht all zu sehr vorangekommen ist. Sicher-

lich sprechen Soziologen eine andere Fachsprache (wie Alois Jansen – vgl. Artikel „Nahe bei den Menschen“ – in der gleichen Ausgabe des Pastoralblattes „leidvoll“ erfahren musste).

O.K. – Lasst uns aufhören zu jammern!

Ich denke, es werden zurzeit hier und da dann doch (und endlich!) die notwendigen „pastoralpraktischen“ Weichenstellungen getätigt. So etwa, wie ich meine, in den Bistümern Aachen und Essen, aber sicherlich auch anderswo. Das gibt Hoffnung.

Und noch etwas: Die *Aachener Nachrichten* vom 8. Juli dieses Jahres veröffentlichte einen Artikel von Marco Rose unter der Überschrift „Fernsehn macht alle zur Unterschicht“.

Aha, Ihr lieben Sinusianer und Sinusianerinnen deutscher Kirchenlanden.

Wer sagt `s denn?

*Bruno Müller*

Pastoralreferent und Schulseelsorger  
am Clara-Fey-Gymnasium in Schleiden  
(Bistum Aachen)

## Literaturdienst

**Lance Secretan: Inspirieren statt motivieren! Mit Leidenschaft zum Erfolg – so leben und führen Sie besser. J. Kamphausen Verlag, Bielefeld 2006. 304 S.; 25,00 EUR.**

„Worin besteht das eigentliche Ziel einer Führungskraft?“ Jede Chefin, jeder Chef hat sich diese Frage mehr oder weniger oft gestellt – und beantwortet. Natürlich fallen die Antworten vielfältig aus: im nächsten Quartal höheren Gewinn erwirtschaften, die neue Produktpalette im kommenden Jahr erfolgreich einführen, zehn Prozent weniger Kundenreklamationen in der folgenden Saison usw. Eine andere – auf den ersten Blick etwas pathetisch klingende – Antwort gibt Lance Secretan in seinem Buch „Inspirieren statt motivieren!“. Seine These lautet: „Das wahre Ziel einer Führungspersönlichkeit neuen Typs besteht darin, den Bedürfnissen anderer zu dienen – besonders denen der Mitarbeiter.“

Der kanadische Unternehmensberater und prominente Redner begründet dieses Ziel damit, dass es die wichtigste Aufgabe der Führungskraft sei, als Quelle von Inspiration, persönlicher Entwicklung, Unterstützung und Orientierung ihrer wichtigsten Kunden zu handeln. Und diese Kunden seien die Mitarbeiter/innen. „Sonst wäre die Führungskraft überflüssig; denn über die Arbeit selbst, über Ziele, Technologien, erwünschte Ergebnisse und professionelles Können wissen die meisten Mitarbeiter mehr als ihre Vorgesetzten“, so Secretan, „die Führungspersönlichkeit neuen Typs betrachtet Führung als dienende Rolle. Sie sagt: ‚Ich bin Ihr Vorgesetzter. Was kann ich für Sie tun?‘“

Mein erster Impuls auf diese These war Skepsis. Ich war von der Vorstellung des situativen Führens ausgegangen und wollte das „System“, den Arbeitsprozess, Vorgesetzte und Mitarbeitende bei Zielformulierungen gleichermaßen berücksichtigen. Vorrangig Bedürfnisse der Mitarbeitenden zufrieden zu stellen erschien mir zu einseitig. Doch je länger ich mich mit der These befasste, umso mehr konnte ich sie zumindest gelten lassen.

So beschloss ich, einer Gruppe von Führungskräften unterschiedlicher Branchen und verschiedener Hierarchieebenen die These vorzulegen. Zunächst herrschte auch bei ihnen – von einer Person abgesehen – äußerste Zurückhaltung. Doch nach einer thematischen Bearbeitung änderte sich das Bild und die meisten Gruppenmitglieder waren von der Richtigkeit der These überzeugt. Den Unterschied zwischen Inspiration und Motivation beschreibt Secretan unter Verweis auf große Führungspersönlichkeiten der Geschichte wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King oder Nelson Mandela.

Diese wollten nicht motivieren, sondern hätten inspiriert. Der Autor rückt – deutlich polarisierend – Motivation dabei sehr stark in Richtung Manipulation. Motivation sei etwas, das wir mit jemandem „machen“; Inspiration sei das Ergebnis einer seelenvollen Beziehung. Wer motiviert sei, werde von außen bestimmt; wer inspiriert sei, werde von innen bestimmt. Eine Führungskraft neuen Typs inspiriere statt zu motivieren; dabei achte sie auf ihre eigene Bestimmung und Berufung, so Secretan. In jedem Fall erhalten Führungskräfte durch dieses Buch Anregungen, darüber nachzudenken: Was bewegt mich als Chef und wie lasse ich meine Mitarbeiter/innen daran Anteil nehmen?

*Hermann Josef Ingenlath*

**Maria Eschbach: Anvertrautes Wort. Geistliche Lyrik zum 80. Geburtstag von Papst Benedikt XVI. Schönigh-Verlag, Paderborn 2007. 144 S.; 12,90 Euro.**

Nach ihren viel beachteten Lebenserinnerungen: „Glauben heißt, der Liebe lauschen.“ Glaubenswege aus dem Jahr 2005, die Lebenszeugnis zum Glaubenszeugnis verdichteten, legt Maria Eschbach nun, in der Mitte ihres achten Lebensjahrzehntes, einen Gedichtband voller Sprachkraft und jugendlicher Frische vor, der zum Goldgrund ihres Lebens hinunter steigt.

Dieser Goldgrund glänzt nicht um seiner selbst willen, soll vielmehr therapeutisch wirken, in Zeiten, wo Worte, inflationär verbraucht, gegen Nichts hin tendieren. Wie Bischof Scheele im Vorwort zu den „Glaubenswegen“, so nun auch Kardinal Meisner im Geleitwort zum „Anvertrauten Wort“ in Paraphrase nachgesprochen: Wir sind bedürftig nach Worten, die hinunter steigen bis auf den Seelengrund des Menschen, um dort den zu finden, der allein immanente Heilung und transzendentes Heil in sich vereint: Christus Jesus. So ist nicht verwunderlich, dass Maria Eschbach den drei Teilen ihrer geistlichen Lyrik die Christus-Rufe voranstellt: „Christus vincit (3–51); Christus regnat (55–100); Christus imperat (103–144)“ (Christus Sieger; Christus König, Christus Herr in Ewigkeit), die, gegen das menschenverachtende Nazi Herrschaftssystem einst gestellt zum Anzeichen wirklicher und legitimer, weil aus Liebe kommender Herrschaft, solcher Lyrik eine ganz gold durchkreuzte Grundierung geben.

Eine bis in die Wurzeln beschädigte Zeit braucht Heilung an der Wurzel, vom Wurzelgrund her – und dazu das helfende Wort aus dem anvertrauten Wort, das niemand anderes spricht als Gott selbst und Gott allein, in dreifaltiger Gegenwärtigkeit, Gotteswort im Menschenwort. Dies geschieht hier alles andere als naiv, zielt aber auf das Wiederfinden des Kindes im Menschen,

das, im Dialekt des Staunens, dem unverlierbar Göttlichen, so Gott GOTT ist, dankt.

„Zwischen Angst und Zuversicht bildet sich der neue Mensch.

Um Jahrhunderte voraus

findet er die Schlüsselworte

aus dem Zwiegespräch mit Gott, Gotteswort in Menschensprache. Bild und Gleichnis öffnen sich, tragen die Verbindlichkeit neuer dichterischer Sprache.“ (9)

So gleichsam der geöffnete Vorhang des Unterfangens einer geistlichen Dichtung als geistlicher Nahrung, die vom unverlierbaren Wort her der sprachverlorenen Zeit wirkende Worte zu geben sucht, die nicht sofort wieder nach „words, words, words“ verlangen. Diese hier wollen im Rhythmus gesprochen, sie wollen gekaut, bewohnt, durchbetet sein. Sie kommen, wie es scheint, aus lange durchbetetem Zwiegespräch, Heiligen Gestalten der Kirche zugesellt und unmittelbar, in der Erfahrung des Geistes, durch Christus, mit ihm und in ihm dem göttlichen Ursprung lauschend.

Darin kommt Eschbach dem Kind in sich auf die Spur, das, nach Auskunft des Evangeliums, Maßgabe ist jeglicher Nachfolge des menschengewordenen Gottes. „Und er (Jesus) stellte ein Kind in ihre Mitte“ (Mk 9, 36). Im Rangstreit der Jünger um Größe und Herrschaft, verweist Jesus auf das Geheimnis des Kindes als Maßgabe wahrer Gottverbundenheit. Nicht infantil, aber in der Weise der staunenden Herzöffnung für Glauben, Hoffen und Lieben, welche im Kind, so es angenommen wird, ganz zum Ausdruck kommen – so findet Eschbachs Lyrik hindurch zur Rettungsgestalt von Glauben, Hoffen und Lieben in dürftiger Zeit, wo scheinbar Technik und empirisches Wissen Gottersatzfunktion übernehmen. Dass darin, versöhnt im Herzen durch das Herz, Glaube und gottoffene Vernunft eine spannungsreiche Perichorese erfahren, dürfte auch ein Anlass gewesen sein, dass Maria Eschbach das Buch dem fast gleich alten Papst Benedikt XVI. zu dessen 80. Lebensjahr gewidmet hat.

Es gleicht einer heilsamen Provokation, der aufmerkend Lesende, vielmehr denkend-verweilend Betrachtende zu wünschen sind:

„Horche tief in deinen Ursprung,

in den Quellgrund des Beginns,

in die Kindschaft deines Wesens.

Öffne dich für das Geheimnis.

Schöpferisches Paradox,

innewohnend tief in dir:

Das, was klein scheint, ist am größten.

Öffne dich für das Gesetz

als dem Kompass, der dich führt.

Gottes Kraft entfaltet dich

aus der offenen Form des Kindes.“ (8)

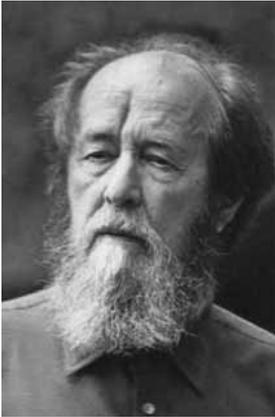
*Markus Roentgen*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort



„Allmählich wurde mir offenbar, dass die Linie, die Gut und Böse trennt, nicht zwischen Staaten, nicht zwischen Klassen und Parteien verläuft, sondern quer durch jedes Menschenherz“.

*Alexander Solzhenitsyn*

† 03.08.2008

## Auf dem Hochseil

Viele von uns kennen die kleine Erzählung vom Hochseilartisten, der in luftiger Höhe seine Kunststücke vollführt und dann einige Zuschauer fragt, ob sie sich in eine Schubkarre setzen und sich von ihm über das Seil fahren ließen. Alle verneinen. Nur ein kleiner Junge sagt sofort „Ja“. „Und woher nimmst du dieses Vertrauen?“ fragte jemand. Der Junge deutete auf den Artisten und sagte lächelnd: „Er ist ja mein Vater!“

Um dieses Vertrauen ging es auch in der Familien-Kinder-Messe. Nach einigen Erklärungen des Pfarrers zur vorgenannten Erzählung und über die Wagemutigkeit solch tollkühner Artisten fragte der Priester die Kinder: „Wer von euch hätte sich denn getraut, sich in die Schubkarre zu setzen und über das Seil fahren zu lassen?“ Es kamen drei, vier „Nein“. Ein Junge meinte: „Vielleicht.“ Ein Mädchen sagte: „Ja, ich bin nämlich schwindelfrei.“ Ein weiterer Junge hob zögernd den Arm. „Und du, Christian?“ fragte der Pfarrer.

„Kommt drauf an“, meinte der Junge, „wie hoch das Seil gespannt ist!“

*Hans Orths, Viersen*

## Raus aus den Schulden

Vor dem Pfarrhaus treffe ich auf drei halbwüchsige Jungen, Einer sieht mich an“ und sagt: „Sie sehen aus wie der Mann aus ‚Raus aus den Schulden.‘“ Ich antworte: „Irgendwie hast Du recht – bei der Beichte helfe ich Leuten, aus ihrer Schuld zu kommen.“ Er blickt mich verständnislos an. Ich wieder: „Bist Du katholisch?“ Er: „Ich bin Moslem.“ Ich erkläre ihm kurz, wie wir Katholiken es mit Sündenbekenntnis und Sündenvergebung halten. Er fragt: „Sind Sie Priester?“ ich antworte: „Ja“. – „Cool!“

So etwas nennt man vielleicht interreligiösen Dialog.

*Pfarrer Hubert Ludwikowski, Pulheim*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E